Reichs-Elternwarte



Heft 25 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme:
Archiv der REW.

Fragen, die uns angehen

Für jede Familie ein Wappen

Darf man sich als gewöhnlicher Sterblicher überhaupt ein Familienwappen zulegen, und, wenn ja, wie muß man das anfangen? So oder ähnlich lautete eine kleine Anfrage, die kürzlich in einer Zeitschrift erschienen ist. Es sollte sich bald herausstellen, daß sie nur der Stein des Anstoßes gewesen ist, der eine ganze Lawine gleicher Anfragen ins Rollen brachte. Die Anfrage war nämlich kaum erschienen und beantwortet, gingen Hunderte von ähnlichen Anfragen ein.

Um es vorwegzunehmen: jede deutsche Familie darf ein Wappen führen. Eine behördliche Genehmigung ist nicht erforderlich. Aber das Wappen muß bestimmten Bedingungen entsprechen, wie der Leiter des Vereins für Wappen- und Geschlechterkunde in Berlin, Major von Goertzke, erklärte.

„Ein Wappen muß die seit dem Mittelalter festliegenden Regeln genau befolgen. Es darf den Kontrast zwischen Farbe und Metall nicht vermissen lassen. Ein neues Wappen muß selbstverständlich auch eine gewisse Kompliziertheit aufweisen, denn die einfachen sind im Laufe der Jahrhunderte längst vergeben. Ein Wappen darf niemals dem anderen gleichen. Ein Blick in das Wappenbilderlexikon zeigt, daß immer wieder Adler und Löwe, Rose und Lilie, Schlüssel und Kette, Stern und Schwert auftauchen, und doch ergeben sich immer wieder Unterschiede, die eine Verwechslung ausschließen. Im übrigen muß ein Wappen aus Schild, Stechhelm, Helmzier, Helmdecke bestehen und Hinweise auf den Beruf und die Heimat der Vorfahren im Mannesstamm enthalten."

„Nehmen wir einmal an, daß meine Ahnen väterlicherseits Handwerker in Niedersachsen, im Harz vielleicht, waren."

„Dann müßte Ihr Familienwappen Schiffchen oder Spule, Messer oder Beil, Sichel oder Sense, Hammer oder Amboß oder eines der vielen in Frage kommenden handwerklichen Symbole tragen, und die Heimat würde in diesem Falle am besten mit einer grünenden Tanne versinnbildlicht."

„Ich kann mich also, vorausgesetzt, daß ich die künstlerischen Fähigkeiten dazu mitbringe, hinsetzen und mein eigenes Familienwappen entwerfen?"

„Ohne weiteres. Sollten Sie dazu aber nicht in der Lage sein, dann gehen Sie zu einem tüchtigen Heraldiker, sagen ihm, worauf Sie in Ihrem Wappen Wert legen, was Sie symbolisiert haben möchten, wo Ihre Geschlechterreihe zu Hause war. Und aus Ihren Vorschlägen wird der Heraldiker dann ein Wappen zu entwerfen wissen, das Ihren Beifall findet und auch allen Anforderungen entspricht. Jedes Wappen — ob es sich um ein altes handelt oder ob uns ein neues vorliegt — wird, ehe es den Weg in unsere Wappenrolle findet, genauestens untersucht und begutachtet. Denn mit der Eintragung in die Wappenrolle erwirbt sich jede deutsche Familie die Möglichkeit, für ihre Wappenführung ohne weiteres die Rechtmäßigkeit nachzuweisen."

Immer wieder kommt es vor, daß Menschen, die vielleicht jahre-, jahrzehntelang achtlos an den Wappen an der Empore ihrer Dorfkirche vorbeischauten, nun plötzlich entdecken, daß auch das eigene Familienwappen darunter ist. Was tun sie? Sie wollen das Wappen in die Wappenrolle bürgerlicher Geschlechter eintragen lassen. Manche aber müssen unverrichteterdinge heimkehren, weil sich ihr Wappen bei näherer Betrachtung als typische Hausmarke oder als Besitzzeichen dörflicher Gegenden entpuppt.

Mahnung an die Eltern

Der Reichserziehungsminister sieht sich veranlaßt, die Schulleiter und Lehrer in einem Erlaß darauf hinzuweisen, daß sich — wie der Reichsverkehrsminister feststellen mußte — in letzter Zeit an Personen- und Gepäckwagen der Deutschen Reichsbahn Beschädigungen feststellen ließen, die offenbar von Schülern verursacht worden sind. Ganz abgesehen davon, daß die Beseitigung solcher Schäden und der Ersatz von entwendeten Einrichtungsgegenständen erhebliche Kosten verursachen, werden durch diese Ausbesserungsarbeiten Arbeitskräfte und Werkstätten in Anspruch genommen, die sonst für dringende kriegswichtige Arbeiten verwendet werden können. Nunmehr nimmt der Reichserziehungsminister noch einmal Gelegenheit, die Fahrschüler vor Antritt von Schulfahrten usw. durch die Schulen und durch die Fahrleiter dahin zu belehren, daß derartige Verfehlungen auf Grund der in Frage kommenden Strafgesetze unnachsichtlich und empfindlich bestraft werden. Selbstverständlich haften die Eltern der Minderjährigen in vollem Umfange für die Kosten der Instandsetzungsarbeiten, so daß neben der Bestrafung der Kinder auch erhebliche Unkosten zu gewärtigen sind. Es ergeht darum an die Eltern die Mahnung, die Kinder auf die Gefahren hinzuweisen, die durch fahrlässiges oder gar böswilliges Beschädigen von Eisenbahnwagen wie überhaupt von Einrichtungen der Reichsbahn, der Reichspost und allen anderen staatlichen und ähnlichen Unternehmungen entstehen.

Hebammen und Luftalarm

In der Oeffentlichkeit ist teilweise die Meinung verbreitet, daß die Hebamme während des Luftalarms nicht gerufen werden kann. Mehrfach sind deshalb werdende Mütter mit den Krankenwagen in eine Klinik oder in ein Krankenhaus geschafft worden. Das liegt aber weder im Interesse der einzelnen Mutter noch der Volkswirtschaft. Die Krankenwagen und auch die Krankenbetten müssen für die wirklich Kranken und für schwierige Geburten frei bleiben. Der normalen Geburt als einem natürlichen Vorgang darf die werdende Mutter in ihrer Wohnung unter der Hilfe einer Hebamme mit unbedingtem Vertrauen und ohne jede Furcht entgegensehen.

Es sei deshalb noch einmal darauf hingewiesen, daß der Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe neben den Aerzten auch den Hebammen ausdrücklich die Genehmigung erteilt hat, ihren verantwortungsvollen Beruf auch während des Fliegeralarms auszuüben. Die Hebammen haben einen Ausweis, der zum Betreten von Straßen und Plätzen bei Fliegeralarm berechtigt. Sie sind äußerlich durch eine weiße Armbinde mit der roten Aufschrift „Hebamme" gekennzeichnet. Damit ist die Voraussetzung dafür geschaffen, daß die Hebamme zu jeder Zeit der werdenden Mutter zur Seite stehen kann.

Jeder Schutzraum für Straßenbenutzer

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe gibt bekannt: Zur Aufnahme der Straßenbenutzer, insbesondere der Fahrgäste von Straßenbahnen und Omnibussen bei Fliegeralarm dienen in erster Linie die durch Hinweisschilder gekennzeichneten öffentlichen Luftschutzräume. Da, wo öffentliche Luftschutzräume nicht eingerichtet sind, ist es selbstverständliche Pflicht, bei Fliegeralarm Schutz suchende Wegebenutzer in dem eigenen Luftschutzraum aufzunehmen, soweit die verfügbaren Plätze dies nur irgend zulassen.

Schatzsucher

Mit Schatzsuchern hat es seine eigene Bewandtnis. Wenn sie etwas entdeckt haben, wonach ihnen ihr Herz steht, gibt es nichts, was sie abhalten könnte, die köstliche Beute in ihren Besitz zu bringen. List und Tücke sind hier oftmals Mittel zum Zweck, alle Warnungen werden in den Wind geschlagen.

Augenblicklich gilt die Sehnsucht den Geschoßsplittern, Zeugen der nächtlichen Bombenangriffe britischer Flieger. Bei den Jungen bewährt sich die alte Regel: je mehr sie bereits besitzen, desto mehr wollen sie noch zuhaben, je mehr Bomben- oder Flaksplitter sie in ihrer Zigarrenkiste aufspeichern, um so größer wird die Gier nach einer Vergrößerung dieses Schatzes. Kaum hat die Entwarnungssirene getönt, sieht man die Jungen durch die Straßen huschen. Taschenlampen blitzen auf, kein Verkehr, kein Verdunkelungsgebot kümmert sie. Bei Tage wird sogar auf den Hausdächern nach verborgenen Splittern gesucht.

Bei allem Verständnis für die Sammelleidenschaft der Jungen wird doch hier das Schatzsuchen zu einem Unfug, dem von Elternseite einmal energisch gesteuert werden muß. Es dreht sich nicht um die Splitter. Es dreht sich um die Jungen selbst, die beim Suchen jede Vorsicht außer acht lassen und in ihrem Leichtsinn mitten während der nächtlichen Dunkelheit auf der Fahrbahn oder auch bei Tage selbst auf den Hausdächern ihren Splitterreichtum vermehren wollen.

Wenn etwas passiert — und das ist schon vorgekommen —, die Vorwürfe bekommen und machen sich nachher die Eltern.

Heft 25 1940

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus



Aufnahme: Heinrich Richter



Und nun ist Weihnacht.
Wieder einmal Weihnacht.
Aber — kein Friede auf Erden...

Auch die Weihnacht 1940 wird als Kriegsweihnacht in die Geschichte eingehen und als Kriegsweihnacht in unserer Erinnerung bleiben. Genau so wie die Weihnacht des vergangenen Jahres und die Weihnachten der Jahre 1914/18.

Weil England es so wollte!

Weihnacht —

Es gibt in unserer Sprache kaum ein Wort, dem ein gleicher Zauber innewohnt. Wir hören es, und in uns beginnt ein feines Klingen und Singen, ein Raunen und Wispern; uns umgibt eine beglückende Heimelichkeit, traulicher Dämmerschein und strahlende Helle; wir atmen Tannenduft, alte Märchen werden lebendig, und voll kindlicher Gläubigkeit geben wir uns ihrem Zauber hin. Auch wir Großen werden wie die Kinder und lassen uns von dem Glauben an das ewige Wunder gefangennehmen. Wenn wir dieses Wort hören, und wenn in den deutschen Landen ein Volk zu dem Fest aller Feste rüstet.

Denn aus Urvätertagen ist die Weihnacht das Fest aller Feste. Und ist es geblieben: ein Ausdruck der Hochstimmung der deutschen Seele, die den Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Lebens über den Tod als Geschenk der Gottheit empfindet, die um diese Zeit zur Menschheit herniedersteigt.

Kein Volk der Welt vermochte je ein Fest so seinem Wesen entsprechend zu gestalten, vermochte sich so in einem Feste zu offenbaren wie das deutsche. Und kein Volk vermochte sich und seinem Wesen über die Jahrhunderte hinweg so treu zu bleiben, vermochte neues Gedankengut so selbstsicher in das Gebäude seiner wesensgemäßen Weltanschauung



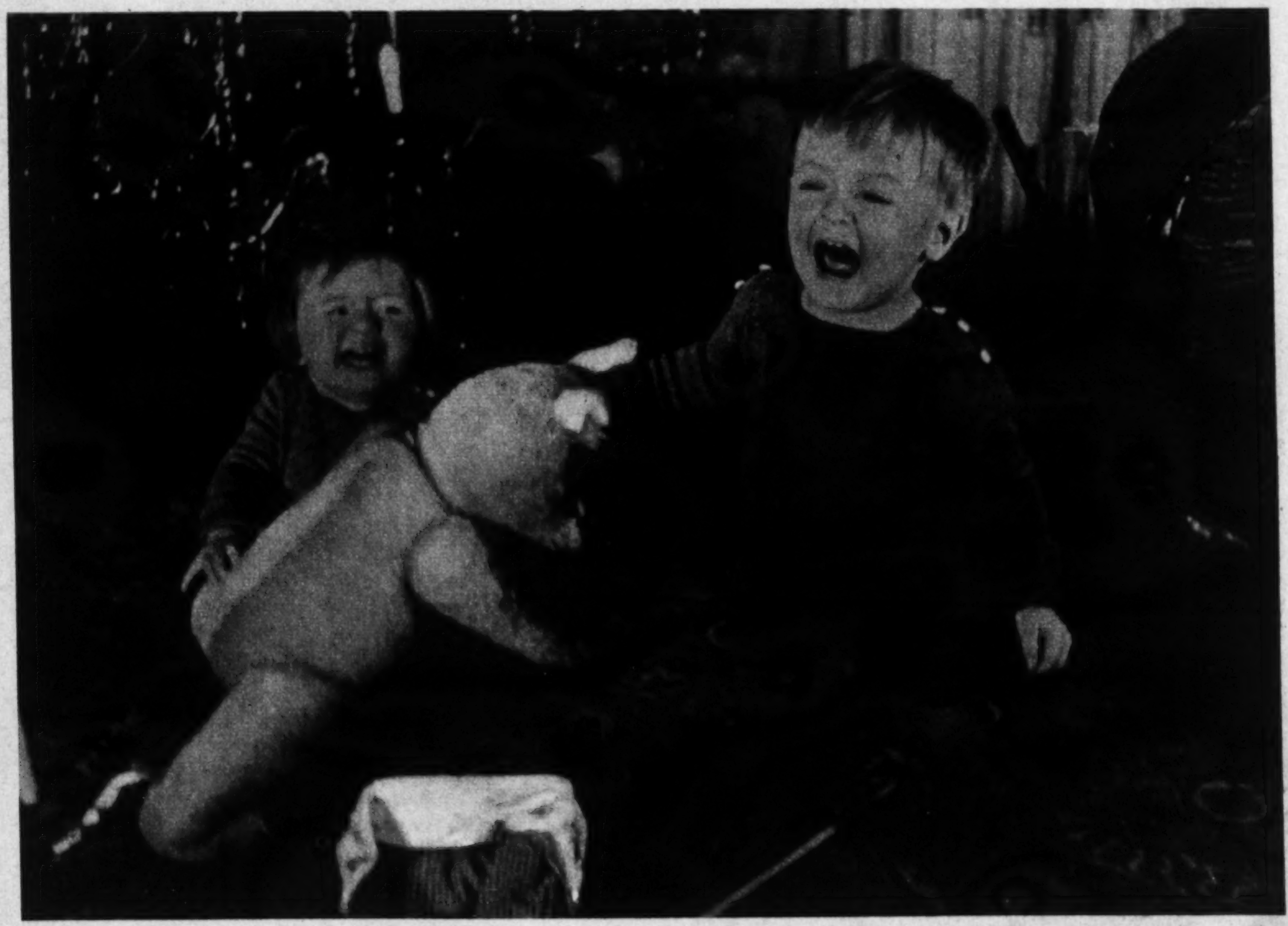


einzufügen wie es das deutsche bei der Ausgestaltung seines Weihnachtsfestes tat.

Darum ist die Weihnacht ein deutsches Fest, und niemals wird von den Deutschen der Feind mehr als Feind empfunden, als in dem Augenblick, da er ihnen dieses Fest nehmen oder die Festesfreude schmälern will.

Die Weihnacht ist das Fest der deutschen Seele. Sie verschmähte es noch immer, ihre letzten und schönsten Regungen zur Schau zu stellen. Sie offenbart sich dem Gleichgestimmten und findet ihren beglückenden Widerklang bei den Menschen gleichen Blutes, bei der Sippe und in der Familie. Darum wurde seit Anbeginn — unbeschadet aller Gemeinschaftsäußerungen — die Weihnacht in der Familie gefeiert. Und die Weihnacht fern von der Familie begehen zu müssen, wurde stets — von dem in der Fremde sowohl, wie von den Daheimgebliebenen — als Beeinträchtigung der Festesfreude empfunden.

In tausend und aber tausend deutschen Familien wird das auch in diesem Jahre der Fall sein. Am Gabentisch unter dem Weihnachtsbaum und nachher an der Familientafel wird einer fehlen. In vielen Fällen wird es das Familienoberhaupt, wird es der Gatte und der Vater sein; und trotz aller Tapferkeit werden mancher deutschen Frau um die Stunde, da sich sonst im gegenseitigen Schenken und Beschenken und im Erleben des Kinderjubels das Gefühl des Zueinandergehörens am stärksten regte, die Augen feucht werden. Und kein Weihnachtsmann oder Knecht Ruprecht, und mag ihr Säcklein noch so prall sein und die Erfüllung letzter Wünsche verheißen, wird die Kinder darüber hinwegtäuschen können, daß der eine fehlt, bei dem sie, ohne ihrem



Was auch der Vater nicht verhindern könnte: der erste Krach ist da!

Glauben an gute Geister untreu zu werden, ihren Dank für deren Gaben abstatten können.

Der Eine fehlt. Er steht im Feld. Irgendwo in Frankreich, an der atlantischen Küste, in Flandern oder Holland, in Dänemark oder in Norwegen, in Polen oder Rumänien, in einer deutschen Garnison oder auf einem deutschen Kriegsfahrzeug. Irgendwo steht der Eine. Und wo er steht, da hat ihn seines Führers Befehl hingestellt, und steht er für Deutschland.

Es wäre ein Selbstbetrug, wollte jemand behaupten, die Trennung des Gatten und Vaters von seiner Familie würde von ihm oder von ihr lächelnd getragen. Solch eine Behauptung hieße dem Familienempfinden ins Gesicht schlagen. Genau so falsch aber wäre die Behauptung, daß sich der eine oder der andere Teil ob dieser Trennung in unfruchtbarem Jammer verzehre. Als harte Selbstverständlichkeit wird diese kriegerische Auseinandersetzung von den Männern draußen im Felde oder wo es sonst sei und auch von ihren Familien in der Heimat aufgefaßt, als Notwendigkeit im Dienste des Vaterlandes, dem ein ihm ewig feindliches England die Waffe zur Verteidigung seines Seins und seiner Ehre in die Hand zwang. Und voller Stolz, den Gatten und Vater unter den Kämpfern zu wissen, haben die deutschen Familien mit besonderer Freude den unvergleichlichen Siegeszug der deutschen Soldaten in Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich und die Heldentaten unserer Luftwaffe und Kriegsmarine verfolgt.

Aber nun zur Weihnacht, da wird die Trennung stärker empfunden als sonst das ganze Jahr, und da schaut wohl manche Frau nach rechts oder links, wo in den Nachbarhäusern der Mann, obschon kriegsdienstverpflichtet, so doch aber mit den Seinen das schöne Fest feiern darf. Und eine Frage wird laut: Ist es denn nötig, daß jetzt, wo doch eigentlich nur die Luftwaffe und die Kriegsmarine gegen unseren letzten — und einzigen! — Feind eingesetzt werden, wo das Heer nur hin und wieder vom Einsatz seiner Ferngeschütze melden kann, ist es denn da nötig, unser gesamtes Heer unter Waffen zu halten? Man könnte doch die Soldaten des Heeres — und wenn nicht alle, so doch wenigstens die verheirateten — nach Hause schicken, so lange nach Hause schicken, bis — ja bis die Stunde gekommen ist, die der Führer angesagt hat und die England fürchtet! Was macht eigentlich unser Heer in dieser kampflosen Zeit?

Das Oberkommando der Wehrmacht weiß, daß mancher Volksgenosse und daß viele Ehefrauen diese Frage, die mit Kriegsmüdigkeit oder gar mit Kriegsverdrossenheit absolut nichts zu tun hat, sondern eine ganz natürliche Frage ist, gestellt haben und heute noch stellen. Und es hat aus berufener Feder (Major im OKW. H. Martin) in der vom OKW. herausgegebenen Zeitschrift „Die Wehrmacht" allen Fragern eine Antwort gegeben:

Wenn wir auf die hinter uns liegenden 15 Kriegsmonate zurückschauen, so müssen wir feststellen, daß von diesen nur drei Monate — 14 Wochen — wirkliche Kampfzeiten (in Polen, Norwegen und Frankreich) gewesen sind. Ihnen stehen rund 50 Wochen scheinbarer Ruhe gegenüber. War das Ruhe im Sinne tatenlosen Abwartens? Nein! Es war Vorbereitung in der Stille; jene „Ruhe" — etwa die in den Bunkern und Unterkünften in und vor dem Westwall — schuf die Vorbedingungen für die gewaltigen Erfolge der kurzen Kampfwochen, die das Merkmal dieses Krieges und seiner Strategie sind, und sie schuf die Vorbedingungen für die geringen Opfer, mit denen diese Erfolge erkauft wurden. Für die Schlagfertigkeit des Heeres wurde in jenen Zwischenzeiten gearbeitet; Erfahrungen der einzelnen Kampfphasen wurden für die kommenden ausgewertet und zum Allgemeingut der Truppe gemacht, die dann wie eine Maschine von höchster Präzision dem Willen ihres Führers folgte und „Wunder" vollbrachte.

Noch ist England nicht besiegt, noch wehrt es sich mit dem Mute der Verzweiflung, die Führerstellung der Achsenmächte im europäischen Raum und die von den deutschen Waffen erstrittene Machtentfaltung anzuerkennen. Der alte Satz, daß man nach dem Siege den Helm fester binden müsse und die Notwendigkeit, den gewaltigen Raum, den das deutsche Schwert eroberte, bis zur Entscheidung fest in der Hand zu halten, wären allein schon Grund genug, das Heer groß und in der Gegenwart stark zu erhalten. Es gilt ferner, für den erfolgreichen Einsatz der anderen Wehrmachtsteile die Operationsbasis zu sichern und die Gefahren feindlicher Einwirkung auszuschalten. Darüber hinaus ist es zwingende Verpflichtung, die Schlagkraft und Leistungsfähigkeit des Heeres im Hinblick auf seine Zukunftsaufgabe auf das höchste zu steigern. Wie diese Zukunftsaufgabe lautet, welches der weltgeschichtliche Auftrag sein wird, den der Führer seinem Heer in der kommenden Zeit stellen wird, wissen wir nicht. Aber jeder Soldat weiß, daß zur Erfüllung dieser Aufgabe alle Kräfte aufs neue in Form gebracht, daß durch die Schule des Exerzierens die körperliche Leistungsfähigkeit in gleicher Weise wie die Spannkraft des Willens gefestigt und bis zum letzten gesteigert werden müssen.

Nicht die Maschine und nicht der Motor, auch keine Wunderwaffe haben unsere Siege in Polen, Norwegen und Frankreich errungen. Immer war es der deutsche Mensch, der als Sieger über die Schlachtfelder schritt, der deutsche Mensch, den das Bewußtsein seiner Aufgabe, seine Ausbildung und seine Führung zum deutschen Soldaten formte und unbesiegbar machte. Und — nicht zu vergessen — die Kameradschaft, wie sie aus der Gleichgerichtetheit des Willens und aus dem Gemeinschaftserlebnis geboren wird. Wie es in der Vergangenheit war, wird es auch in Zukunft sein: der Mensch, der Soldat — und nur er! — wird auch die letzte und endgültige Entscheidung herbeiführen. Ihn für sie stark und bereit zu machen, das ist der letzte Grund, weswegen sie alle unter den Fahnen bleiben müssen, die vielleicht so gern daheim im Kreise ihrer Familie die deutsche Weihnacht feiern möchten.

Es wird in Deutschland keine Familie geben, die sich solcher Begründung verschließen und ihr persönliches Wünschen über die bessere Einsicht stellen wird. Gewohnt, sich in diesem weder vom Führer noch von seinem Volk gewollten, sondern lediglich von England heraufbeschworenen Schicksalskampf auch daheim in der Front stehend zu sehen, wird die deutsche Familie die Weihnachtsfeier ohne den Gatten und Vater als eines der Opfer betrachten, wie sie um des Endsieges willen von jedem Deutschen gefordert und in selbstverständlicher Erfüllung einer höheren Pflicht willig gebracht werden. Um so mehr werden sie alle, die Gattin wie die Kinder, zu diesem Opfer bereit sein, als sie wissen, daß auch ihm da draußen an der gewaltigen Front von Kirkenes bis Biarritz, von Warschau bis nach Holland hinein ein Lichterbaum die Weihnacht verschönen und Gaben der Liebe unter diesem Baum ein frohes Feiern im Kameradenkreise ermöglichen werden. Und viel heimliches Grüßen hinüber und herüber wird in dieser wundersamen Nacht sein, in der nach altem Glauben die Gottheit zur Erde niedersteigt, und die wir die Heilige Nacht nennen.

Das deutsche Volk feiert sein deutsches Weihnachtsfest auch in diesem Jahr. Daß es sein schönstes Fest als Kriegsweihnacht begehen muß, damit findet es sich in der Erkenntnis der politischen Notwendigkeit ab, und von seinem unsagbaren Zauber wird das Fest trotz Krieg nichts einbüßen. Aber aus dem Klang der Glocken, die nach altem frommen Brauch das Fest des Friedens einläuten, wird das deutsche Volk den Ruf vernehmen, wach und hart zu sein im Endkampf gegen England, das den Völkern Europas den Frieden raubte.

Hilfe bei der Schularbeit

Die Prozentrechnung leicht gemacht / Von Schulrat Karl Jacob

Wie manches Tränlein mag schon um die Prozent- oder Hundertsatzrechnung geflossen sein! Und wie manchem aufs Wohl seines Kindes bedachten Vater, wie mancher an den Sorgen des Jungen teilnehmenden Mutter mag sie schon einen lauten oder stillen Seufzer entlockt haben: Ja, wenn ich dir doch helfen könnte! Aber wer soll sich da durchfinden durch den Wirrwarr verschiedenster Rechnungsarten wie Gewinn- und Verlust-, Rabatt- und Diskont- und Gewichtsrechnung, Suchen des Prozentsatzes und des Prozentwertes, Berechnen derselben nach Bruchteilen oder mit Hilfe von Bruchansätzen usw. In Wirklichkeit ist die Sache, um es einmal ganz volkstümlich und zugleich rechnerisch auszudrücken „halb so schlimm". Von den genannten Unterarten und von den vielerlei Begriffsbestimmungen, die man noch hier und da in Rechenheften findet, brauchen wir für das praktische Rechnen nur sehr wenig. Ohne ein bißchen Nachdenken wird es freilich nicht gehen.

Zunächst muß sich jeder, der mit Prozenten rechnen will, selbstverständlich ganz klar darüber sein, was denn eigentlich Prozent bedeutet. Nur darf man nicht denken, daß die deutsche Uebersetzung des lateinischen Ausdrucks, Prozent = vom Hundert, genügt, um das Verständnis für das Wesen dieser Rechnungsart zu erschließen. Den Kindern sagt sie im allgemeinen herzlich wenig, ja, der etwas dunkle Sinn des Ausdrucks mag ihnen das Ganze wohl von vornherein als geheimnisvoll und schwierig verdächtig machen. Wir gewinnen das nötige Verständnis vielmehr aus Beispielen, die wir der kindlichen Erfahrung entnehmen, und werden es nach und nach durch das Rechnen selbst vertiefen.

Als Ausgangsbeispiel nehmen wir einmal folgendes an: Fritz hat der Mutter oder dem Vater im Garten (im Geschäft, im Stalle) fleißig geholfen. Sie versprechen, ihm als Lohn dafür von jeder Mark oder je 100 Pfg., die sie beim Verkauf der geernteten Früchte einnehmen, 5 Rpf. (oder 2, 3, 4 Rpf.) abzugeben. Und jedes Kind wird nun sofort berechnen können, vorausgesetzt, daß es das kleine Einmaleins beherrscht, wieviel Fritz erhält, wenn die Mutter für 3 (7, 11, 14, 20 usw.) RM. verkauft. Wenn wir nun nach einigen dieser Berechnungen statt des Ausdrucks „von jeder Mark 3 Rpf. (oder 4 Rpf.)" 3 Prozent (oder 4 Prozent) sagen, so wird das Kind herausfühlen, was mit „Prozent" gemeint ist. Um es noch klarer und eindeutiger zu machen, denken wir uns unser Ausgangsbeispiel so, daß Fritz seinen Eltern in einem Ladengeschäft oder — auf ländliche Verhältnisse bezogen — beim Füttern oder Hüten des Viehes geholfen hat und nun beim Verkauf von je 100 RM. (oder von jedem 100-Markschein) 2 (oder 3, 4 usw.) RM. in die Sparkasse bekommt. Und wieder wird und darf es keine Schwierigkeiten machen, wenn wir nun berechnen, wieviel das macht, wenn der Vater 300 (500, 700 usw.) RM. eingenommen hat. Ja selbst von Summen wie 315 (420, 530 usw.) RM. werden die Kinder jetzt schon Fritzens Anteil berechnen können, da sie das von 15 (20, 30 usw.) RM. schon getan haben. Freilich werden wir uns mit der Uebung solcher Aufgaben jetzt nicht aufhalten, da wir gleich noch einen einfacheren Weg zu deren Lösung kennen lernen werden. Die bisherigen Aufgaben sollten in erster Linie den Zweck haben, den Kindern klar und deutlich zu machen, was Prozent bedeutet. Sie mögen diese Erkenntnis vorläufig etwa in folgender Form ausdrücken:

1 % (v. H.) d. h. von je 1 RM. 1 Rpf., von je 100 RM. 1 RM.
3 % (v. H.) d. h. von je 1 RM. 3 Rpf., von je 100 RM. 3 RM.
5 % (v. H.) d. h. von je 1 RM. 5 Rpf., von je 100 RM. 5 RM.
usw.

Wir könnten diese Einsicht schon jetzt auch auf die Maße und Gewichte übertragen und zeigen oder finden lassen, daß 1 % auch heißt: 1 cm von 1 m, 1 g von 100 g, 1 l von 100 l usw. Aber das lernen die Kinder ohne Schwierigkeiten auch nach und nach durch die Uebung. Wie im praktischen Leben Prozente hauptsächlich von Geldsummen berechnet werden, so sollten auch die Kinder hauptsächlich und überwiegend darin geübt werden.

Für die Uebung selbst müssen wir uns über drei wichtige Begriffe klar sein. In der Angabe: „3 % von 7 RM. sind 21 Rpf." ist 3 % der Prozentsatz, 7 RM. der Grundwert, auf den sich der Prozentsatz bezieht, und 21 Rpf. der Prozentwert, der dem Prozentsatz entspricht. In den weitaus meisten Aufgaben, die das praktische Leben stellt, ist es nun so, daß der Prozentsatz und der Grundwert gegeben sind und der Prozentwert errechnet weren muß, daß also gefragt wird: Wieviel sind denn 3 % von 7 RM.? Es kann aber auch vorkommen, daß der Prozentsatz berechnet werden soll, z. B.: Wieviel % sind es, wenn ich von 7 RM. 21 Rpf. erhalte? Und schließlich kann man auch nach dem Grundwert fragen: Wieviel RM. hat der Vater eingenommen, wenn die 21 Rpf. 3 % sein sollen?

Die Berechnung des Prozentwertes nach einem gegebenen Prozentsatz kann jedes normal begabte Kind leicht bis zu völliger Sicherheit für beinah jeden Prozentsatz erlernen, wenn wir es daran gewöhnen, von 1 %- oder von 10 % auszugehen. 1 % muß es von jeder Summe oder Zahl sofort angeben können, z. B.:

1 % von 1 RM. = 1 Rpf., von 7 RM. = 7 Rpf., von 25 RM. = 25 Rpf., von 69 RM. = 69 Rpf., 1 % von 100 RM. = 1 RM., von 300 RM. = 3 RM., von 125 RM. = 1,25 RM., von 238 RM. = 2,38 RM. So lassen wir weiter schnell berechnen: 1 % von 575, 836, 1250, 3675, 25450 RM. usw. Die Zahlen lassen sich beliebig vermehren. Von 1 % finden wir schnell auch 2 %, 3 %, 4 %, 7 % usw., indem wir das Ergebnis 2, 3, 4, 7 mal usw. nehmen, z. B. 1 % von 250 RM. = 2,50 RM., 2 % von 250 RM. = 2 mal 2,50 RM., 3 % von 250 RM. = 3 mal 2,50 RM. usw. Andererseits können wir von 1 % ebensoleicht auch ½ %, ⅓ %, ¼ % usw. berechnen, z. B. 1 % von 250 RM. = 2,50 RM., ½ % von 250 RM. = 2,50 RM. : 2 = 1,25 RM., ⅓ % von 250 RM. = 2,50 RM. : 3 usw. Nun können wir auch mit Prozentsätzen wie 3½ %, 5¼ % rechnen. Die Aufgabe 4½ % von 250 RM. lösen wir demnach so: 1 % von 250 RM. = 2,50 RM., 4 % = 4 mal 2,50 = 10,00 RM., ½ % = 2,50 RM. : 2 = 1,25 RM., 4½ % von 250 RM. demnach 10,00 + 1,25 RM. = 11,25 RM. Ein einigermaßen geschickter Rechner wird solche und noch schwierigere Aufgaben im Kopf rechnen; bei Aufgaben mit sehr großen oder unbequemen Zahlen wird man natürlich die einzelnen Teilergebnisse aufschreiben lassen.

Und nun wollen wir ebenso schnell und sicher mit 10 % rechnen. Wir machen uns noch einmal klar: 10 % d. h. von je 1 RM. 10 Rpf., von je 100 RM. 10 RM., von 200 RM. 20 RM. usw. 10 % berechnen heißt demnach im Grunde genommen nichts weiter als den 10. Teil oder $^1/_{10}$ des Grundwerts nehmen, wie ja auch, was aus den Aufgaben des vorigen Absatzes leicht ersichtlich ist, 1 % stets den hundertsten Teil oder $^1/_{100}$ des Grundwerts bedeutet. Wir spielen also einmal Oberkellner und berechnen 10 % oder den 10. Teil von den allerverschiedensten Summen (einige Ergebnisse fügen wir in Klammern bei): von 35 Rpf. (3,5 Rpf.), von 83 Rpf. (8,3 Rpf.), von 1,25 RM. (12,5 Rpf.), von 3,50 RM. (0,35 RM.), von 17 RM., von 18,50 RM., von 31,60 RM., von 187 RM., von 243,80 RM. usw. Jeder Kellner muß das Ergebnis sofort richtig angeben können, bei größeren Zahlen nimmt er natürlich Papier und Bleistift zu Hilfe, was wir hoffentlich nicht so schnell nötig haben. Von 10 % aus finden wir nun leicht 5 % als die Hälfte davon, 2½ % als den 4. Teil davon, aber auch 20 %, 30 %, 40 %, 60 % usw. als das Doppelte, Dreifache, Vierfache, Sechsfache usw. Wer nun ein wenig rechnerisch denken gelernt hat, wird auch für Prozentsätze wie 3⅓ % (= ⅓ von 10 %), 7½ %, 15 % (= 10 % + 5 %), 12½ %, 11 % (10 % + 1 %) 9 %, 21 % usw. einen Weg finden, um solche Aufgaben leicht und schnell im Kopfe zu rechnen.

Schluß folgt im nächsten Heft

Puppen



Neuzeitliche Sonneberger Kinderspielpuppen

Von Johannes Jäger

Mit Aufnahmen aus dem Deutschen Spielzeug-Museum Sonneberg (Thür.)



Sonneberger Geschwisterpaar

Es gibt nur sehr wenig kleine Mädel, die nicht gerne mit Puppen spielen, und viele sind sogar begeisterte, unermüdliche Puppenmütter. Ja man könnte sogar sagen: auch wenn der Backfisch im Vollgefühle seines herannahenden Erwachsenseins sich eines Tages endgültig von der letzten Puppe trennt, es gibt doch kaum eine wahrhaft weibliche Frau, deren Gefühl und Entzücken für die Puppe jemals ganz und gar auslöscht. Freilich, die Seligkeit und glühende Liebe, mit der das kleine Mädel seine Puppe fantastisch umgab, die kommt nicht wieder; und selbst



Kinderspielpuppe von Käthe Kruse

Mutter geworden, wird die einstige kleine Puppennärrin vielleicht ebenso verständnislos wie alle männlichen Erwachsenen sehen, wie ihr Töchterchen ein schreckliches kleines Scheusal von Püppchen besonders liebt und besonders pflegt, während sie die teure, große, schöne Puppe mit den „Schlafaugen" und dem „echten" Haar ziemlich unsanft in einer Zimmerecke liegen ließ. Ich kannte ein kleines Mädel, das eine für kindliche Verhältnisse riesenhafte harte Fußbank, mit einem roten Kopftuch umknotet, stundenlang in den Armen wiegte und oft genug, mit Aufgebot aller kindlichen Kräfte, aus einer Zimmerecke



Hessapuppen Schalkau



Sonneberger Holzpuppen um 1680
Die Kleidung ist aufgemalt

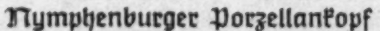


Alt-Sonneberger Puppen um 1880
Köpfe aus porösem Stoff mit Wachs



Lederpuppe mit gemalter Frisur um 1832

in die andere schleppte. Und immer wieder sind Mütter enttäuscht, wenn die endlich errungene große Paradepuppe auf dem Weihnachtstisch längst nicht so viel Freude macht wie das Wiedersehen mit dem nur neu eingekleideten und vom Puppendoktor etwas überholten „Kätchen", das doch, aus Ersparnisgründen, seine abgestoßene Nase hat behalten müssen! Welche die schönste, die allerschönste und geliebteste Puppe ist, das weiß nur das Kind selbst, wenn es auch nicht weiß, warum; und selbst das Kind weiß es nicht vor dem glänzenden Schaufenster, in der strahlenden Puppenschau des großen Spielwarengeschäfts — es weiß das erst, wenn es stundenlang mit dieser schönsten, allerschönsten, allerliebsten Puppe gespielt hat. Was das Kind in seine Puppe alles hineinsieht, das bleibt ein Geheimnis, und wir können bestenfalls einiges davon ahnen.



Nymphenburger Porzellankopf



Wie lange schon spielen Menschenkinder mit Puppen? Seit vielen Jahrtausenden. Nur daß uns heutigen diese tönernen oder hölzernen Figuren alles andere als liebenswürdig scheinen. Aber sie haben eine verblüffende Aehnlichkeit mit der Puppenform, wie sie das Kind selbst, sofern es seinem Spieltrieb folgen darf und nicht durch einen zu großen Spielzeugreichtum

Puppe mit glasiertem Porzellankopf um 1860





Biskuit-Porzellankopf mit Glasaugen um 1890

übersättigt ist, sich schafft: ein Holzscheit, ein einsamer Kegel aus einem Kegelspiel, ein Quirl oder ein Rührlöffel aus Mutters Küche, das alles und anderes ist schon als Puppe benützt und zärtlich gegen allen Spott der dummen Erwachsenen verteidigt worden. Daneben mag auch eine zweite Urform, aus vergänglicherem Stoffe, immer dagewesen sein: die nur aus Stoffresten verfertigte, mit Werg, Heu, Haaren, Wolle oder Aehnlichem ausgestopfte weiche „Lumpenpuppe", die fast nie ihre Wirkung verfehlt. Der vielgeliebte Teddybär ist ja nur eine neuere Abwandlung dieser Puppenform, die dem frühesten Alter so angemessen ist und die auch später nur teilweise durch lebendige Tiere, z. B. Kaninchen, Katzen, Hunde usw. verdrängt werden kann. Viel fragwürdiger als gutes Kinderspielzeug ist die „ästhetische", die ausgesprochen künstliche Puppe, wie sie hier auf einigen Fotos aus den Puppenstuben früherer Jahrhunderte gezeigt ist. Wir sind ja heute wieder weithin zur kindlichen Natur zurückgekehrt, mögen auch die heute berühmtesten Puppenmodelle einer künstlerischen Hand ihr erstes Modell verdanken.

Wenn eine junge Mutter oder gar ein junger stolzer Vater nun fragte, welches denn die „richtige" Puppe für ihre kleine Tochter sei, so läßt sich da nur *eine* Antwort geben: die, mit der das Kind am besten spielen kann und vor der es keine Angst zu haben braucht. In derbe kleine Hände gehören derbe und handfeste



Sonneberger Wachspuppe um 1870

Puppen, einem feinen, zarten Persönchen wird man vielleicht auch eine gebrechlichere Puppe geben dürfen. Das Spielzeug, und das gilt auch und gerade für die Puppe, soll nur kein solcher Wertgegenstand sein, daß die Mutter blaß wird, wenn die Tochter die Puppe mal fallen läßt. Eine Puppe, mit der das Kind nur unter erwachsener Aufsicht spielen darf und spielen kann, ist viel ärger als gar keine, und eine Puppe, die der Mutter besser gefällt als der Tochter, gehört in Mutti's Glasschrank, aber nicht ins Kinderzimmer. Wem ein zerschlagener Puppenkopf ein ernsthaftes und böses Loch ins Geldtäschchen reißt, der kauft seinem Kinde besser ein Püppchen mit einem Kopf aus Holz oder aus Stoff. Freilich soll das kleine Mädel an der Puppe Sorgfalt lernen, Sauberkeit, Vorsicht und wer weiß was noch alles; aber zu allererst soll es nicht lernen: Angst. Und was man wirklich lieb hat, das muß auch mal einen Druck und einen Puff vertragen können.



Erstes Berufserlebnis

Wie sie da so am Tisch sitzt, die junge Schwester Ilse, von dem Asternstrauß lächelnd ein welkes Blättchen abzupft und dann die strahlenden Augen rasch wieder dem Besuch zuwendet, da meint man, so ein Berufstag der Gemeindeschwester verlaufe allezeit innen oder außen im guten Gleichgewicht. Aber das ist Schwester Ilses Freude am Beruf und ein Stück angeborene Herzensfröhlichkeit, daß sie so fest und heiter in ihrer ernsten und verantwortungsvollen Arbeit steht.

„Wissen Sie, wie einem zumute ist, wenn einem plötzlich so ein ganzes Dorf ‚allein gehört'? Damit soll gesagt sein, ich hatte zum ersten Male in meinem Leben dieses langgestreckte Dorf in der Eifel allein und ohne Mithilfe als NS.-Gemeindeschwester zu betreuen. Das war anfangs sehr, sehr schwer. Damals war ich noch sechs Jahre jünger als heute, und wir NS.-Schwestern standen seinerzeit im Beginn unseres großen Aufgabengebietes. Es war ein sprichwörtlich armes Eifeldorf, in welches mich das Schicksal verschlagen hatte. Die Dorfbewohner, Bergbauern und Holzfäller, waren mißtrauisch und verschlossen. Mancher Bauer hatte nicht Pferd noch Knecht mehr. Dann spannte sich der Bauer selbst vor den Pflug und die Bäuerin pflügte. Ja, damals war das so und das Arge dabei blieb, sie lehnten meine Hilfe und Mitarbeit im Dorf, die sie doch eigentlich nötig hatten, ab. Es liegt ja in der Natur eines landeingesessenen Menschenschlages, der sich zudem so um den Boden mühen muß, daß fremd Hinzugekommenes mit Argwohn empfangen wird. Aber gerade die Gemeindeschwester erfährt das allzuoft in ihrem Beruf, daß sie dort gerade Treue erlebt, wo die Mauer des Mißtrauens gefallen ist. Meine Sprechstunden waren zu Anfang immer leer, und auf dem Dorfgang fiel manches Fenster zu, wenn ich einen Gutenmorgengruß im Vorübergehen hineinrief. Das ist alles nicht leicht für einen jungen Menschen. Aber nur nicht die Flinte ins Korn geworfen. Das Bewußtsein, für die gute Sache zu kämpfen, half mir über alle Widerstände hinweg. Mein Fahrrad und ich, mein Stahlpferdchen, wir waren richtige Kameraden in diesem entlegenen Dorf. Bergab trug es mich, und bergauf schob ich es durch Wind und Wetter. „Und sie werden schon kommen!" Das habe ich oft auf meinen ersten vergeblichen Wegen mutig vor mich hin gesagt. Und sie kamen wirklich!

Sehen Sie dort auf dem Schreibtisch den kleinen Buben? Das ist Karlemann, mein allererster Patient und Schützling. Er stand eines morgens brüllend vor meiner Tür und hielt mir rein verzweifelt den blutenden Zeigefinger hin. Die Jungens hatten sich ordentlich gekloppt, und Karlemann hatte schlecht dabei abgeschnitten. Zur Mutter mochte er damit nicht laufen, weh tat es tüchtig, das Blut machte ihn bange — also kam er zur Schwester Ilse. Für mich war das aber so, als stünde das ganze Dorf vor der Tür und wollte mir das erste Vertrauen erweisen, nach so harter Zeit des Kampfes. Wahrhaftig, es ist zum Lachen, Karlemanns schönverbundener Zeigefinger, den er hocherhoben durchs Dorf trug, und der die Landstraße entlang leuchtete wie ein schneeweißes Weihnachtslicht, Karlemanns Zeigefinger hatte den Bann gebrochen. Das dauerte keine vierundzwanzig Stunden, da kam Karlemanns Großmutter hinterdrein und ließ sich die Krampfadern wickeln. Was für eine Freude es für mich war, als die ersten Mütter von weither aus den Seitentälern mit ihren Säuglingen zur Müttersprechstunde kamen — das kann nur eine Schwester ermessen, die in diesen Anfangsjahren des Umbruches den gleichen Kampf gegen Not und Mißtrauen durchgefochten hat. Und so spann sich ganz allmählich jenes Vertrauensverhältnis an, das erst den rechten Boden für unsere Schwesternarbeit ergibt. Die Sprechstunden füllten sich, die Arbeit wurde je mehr, je schöner. Und dann kam das eine ernste Ereignis, das mich so mitten hinein in die Dorfgemeinschaft berief — als Schwester — und mir so den letzten Abseitigen gewinnen half. Seit einiger Zeit hatten wir eine Autobusverbindung mit der Kreisstadt. Eines Nachmittags, wir hatten eben erst das Dorf im Rücken — da standen ein paar verstörte, aufgeregte Menschen an der Straße und hielten den Autobus an. „Die Schwester rauskommen, schnell ..." — „Die Schwester", echoten bestürzt die Fahrgäste und schoben eilig ihre Kiepen und Bündel aus dem Weg. Zum Glück hatte ich alles Nötige bei mir. Aus den entsetzten Mienen und den verworrenen Berichten konnte ich mir schon selber eine Erklärung machen: Menschenleben in Gefahr. Also rasch erst den Autobusschaffner beauftragt, die nächste Unfallmeldestelle anzurufen. Dann stürmten wir quer über das Feld, dorthin, wo die Scheune lag, weitab vom Hof. Ich weiß es noch, wie mir das Herz klopfte auf diesem eiligen Gang über die Aecker. Nur die Nerven behalten und Ruhe unter den Menschen verbreiten. Ein Mensch war in die Maschine hineingeraten. Das klingt so hingesprochen nach nichts und geschieht so oft in dieser Welt. Es war der erste schwere Fall in meinem jungen Beruf als Gemeindeschwester, und mir ist's heute noch wie gestern. Alles, was ich gelernt und was mir die Praxis gebracht hatte, drängte sich in diesem Augenblick zusammen und gab mir Kraft und Klarheit zum Handeln, zum rechten Handeln. Nie vergesse ich die suchenden Augen des Mannes, der bei seiner schweren Verletzung noch bei vollem Bewußtsein war und nun von der Schwester Hilfe erwartete. Der Notverband war angelegt, das Krankenauto bestellt, die Frau benachrichtigt und die Papiere des Verletzten waren besorgt. Das ging alles so unwahrscheinlich rasch, sowie das eben gehen muß, wenn ein Menschenleben am Faden hängt. Wir haben ihn nicht durchbekommen, den Toni vom Mühlbachbauern, und für ihn war das gut so, denn er wäre arg verkrüppelt geblieben und das ist bitter für einen, dem der Pflug alles ist. Aber der Frau und den Kindern habe ich beistehen können. Und als wir den Toni zur letzten Ruhe geleiteten, da zeigte es sich, was so lange spröde verborgen geblieben war — ich gehörte nun zu ihnen allen. Das gemeinsam Erlebte, das Miterlittene verband uns, und das Vertrauen hielt sich fortan die Waage. Lange hat mich dieses erste, große Berufserlebnis beeindruckt, wie alles, was zu unserer Reife dient. Heute arbeite ich, um Erfahrungen reich in unserem Heimatgau und unter glücklicheren Verhältnissen. Die Zeit ist ja fortgeschritten. Die NS.-Schwesternschaft hat sich verstärkt und ausgebreitet wie ein immerwährend wachsender Baum.

Meinen Eifelbauern bin ich im Herzen treu geblieben. Und es geht nun schon in das siebente Jahr hinein. Das ist eine lange Zeit. Karlemann schrieb neulich, daß er Ostern übers Jahr aus der Schule kommt und Matrose werden will.

Annemarie Hering

Das fünfzigste Kinderkleid der Tante Unbekannt

Sie ist nicht mehr jung und wenn man ihr Gesicht näher anschaut, sozusagen im Licht betrachtet, taucht Linie für Linie auf, die das Leben gezeichnet hat. Und sehr gut hat es das Leben wohl gerade nicht gemeint mit Tante Unbekannt. Da steht sie wieder da in ihrem grauen Mantel, ein wenig gebückt — fast wie Frau Sorge selbst —, aber die Augen glänzen über all das hinweg. Behutsam schnürt sie einen großen Karton auf, um sich herum lauter lächelnde und erwartungsfreudige Gesichter. Einbescherung? Ja, es ist beinahe so. Den Karton kennen alle, schon Jahr und Tag. Der sorgsamen Behandlung ist's wohl zuzuführen, daß seine Pappe so gut hält. Es ist auch derselbe Strick, den Tante Unbekannt immer erst sorgfältig um Zeigefinger und Daumen aufwickelt, ehe sie endlich den Deckel der Ueberraschung lüftet. Und es ist immer eine! Ah und oh, geht das ein ums andere Mal. Zart und mit spitzen Fingern hebt Tante Unbekannt ein resedagrünes Wollkleidchen hervor, kunstgestrickt und kupferrot abgekantet. „Ist das möglich? War das nicht der alte durchgeschuffelte Männerpullover aus der Kleidersammlung, den alle so schrecklich fanden? Natürlich war er das. Jetzt hat er unter fleißigen und geschickten Fingern eine schöne Auferstehung gefeiert. Und das kleine Mädel, dem dieses



Rötelzeichnung von Felix Bartl

Winterkleidchen in den Schrank flattern wird, dem wird die Mutter erst mal den Spiegel verhängen müssen, sonst kommt es zu spät zur Schule. Was Tante Unbekannt noch weiter aus dem Karton hervorzaubert, ist ebenso reizend wie nützlich. Rosa und himmelblaue Babyjäckchen, Mützchen und Strampelhosen. „Diese Garnitur ...“ Tante Unbekannt hält sie strahlend hoch, Gamaschen, Schal und Häubchen, vielfarbig und kunstvoll zusammengesetzt, „stammt aus der Weste eines Großvaters und einer mottenzerfressenen Reisedecke. Auf daß nichts umkomme, was noch verwendbar ist“. Nun ist der Karton leer. Tante Unbekannt errötet wie ein junges Mädchen und streicht das Seidenpapier glatt. „Es war mein fünfzigstes Kinderkleid, was ich für die Kleiderkammer gestrickt habe und ohne Brille. Das andere Zeug hab ich nicht gezählt. Kinderkleidchen, wissen Sie ...“ Plötzlich zieht sie ihr Taschentuch aus der Tasche und schnaubt sich lange und umständlich. Und was geschieht nun weiter? All die Menschen hier schütteln Tante Unbekannt tüchtig die Hand und danken ihr für soviel Fleiß im Dienste des WHW, und doch weiß es jeder, die Belohnung dafür trägt sie ja in sich selbst. Ein einsames Leben, scheinbar vom Schicksal schon beiseite gestellt, alte Hände, für die es nichts mehr zu tun gab, sie haben ihre Aufgabe gefunden. Tante Unbekannt, die kinderlose, sie regt ihre geschickten Hände nun für fremde Kinder. Sie braucht nur Stricknadeln und Wolle und hübsche Muster. Und wo es nicht neue Wolle sein kann, da ist ihr kein altes Stück zerzaust und verbraucht genug, sie findet seine guten Stellen heraus. Noch einen Blick wirft sie in den großen Schrank mit den vielen breiten Fächern, diesem Speicher der Bereitschaft. Ganz obenauf kommt das resedagrüne Kinderkleid, an dem sie mit soviel Liebe gearbeitet hat, das Fünfzigste!

Viele Farben der Erinnerung fallen ihr ein, als sie mit dem leeren Karton unter dem Arm wieder die Treppe hinabsteigt. Einmal hat sie einen selbstgestrickten blauen Jungenanzug in einem NSV-Kindergarten wiederentdeckt, so über den Zaun hinweg. Da hat sie hineinlaufen müssen und den Knirps auf den Arm nehmen. „Wie schön er dir sitzt? Und magst du ihn auch leiden?“ — „Es ist mein feinster Anzug“, hat der Kleine ausgerufen. „Und wer bist denn du?“ — „Ich? Ach nur die Tante Unbekannt ...“

Wie Mütter sich

Aufnahmen: Liselotte Purper

Wenn in einer kinderreichen Familie die Jungen und Mädel wie die Orgelpfeifen aufeinander folgen, dann werden die Kleidungsstücke und Schuhe wunderbar ausgenützt. Was dem ältesten Jungen zu knapp wird, geht auf den nächstjüngeren Bruder als seinen Nachfolger und Erben in Kleidern, Schuhen, Spielsachen und oft auch Büchern über und von dem, wenn es noch brauchbar ist, auf den nächstjüngeren; ganz genau so übernimmt die jüngere Schwester von der älteren, was der zu klein wurde. Die Jüngeren sind ganz gewiß nicht immer sehr entzückt darob, die Sachen ihrer geschwisterlichen Vorgänger im Alter auftragen zu müssen, sie werden darum nach Möglichkeit auch mal mit etwas Neuem, eigens für sie Angeschafften getröstet. Aber praktisch und wirtschaftlich ist dieser alte Brauch, nicht nur allein für Vaters Kasse, auch für das Volksgut, das auf diese Art gut und voll ausgenützt wird. In einer großen Familie gibt es andererseits auch keine Verlegenheiten, wenn sich plötzlich wieder ein neuer Sprößling einstellt: es ist immer etwas für ihn da. Windeln, die ersten Höschen und Hemdchen, die Strümpfe für das erste, zweite und dritte Lebensjahr, das alles und mehr findet sich in Mutters unerschöpflichem Schrank. Und da die Sachen seinerzeit alle heil und frischgewaschen weggelegt worden sind, sind sie auch sofort brauchbar.



Ganz ebenso haben sich seit Menschengedenken verwandte und befreundete Familien gegenseitig ausgeholfen und sind gut dabei gefahren. Aber wenn solche verwandte und befreundete Familien eben nicht da waren oder eben keinen Bedarf hatten? Wenn die Kinderreihe weniger zahlreich war? Dann liegt eine reiche Fülle von nutzbaren und trotzdem ungenützten Kleidungsstücken, Schuhen und dergleichen in Mutters Lade und wartet, wartet, wartet . . . In Zeiten der Rohstoffknappheit, wie sie jeder Krieg mit sich bringt, können wir uns das Liegenlassen „toten Kapitals" nicht leisten. Das Volk nicht und auch die einzelne Familie nicht. Denn mit der Kleiderkarte und den Bezugsscheinen vorsichtig-vernünftig umgehen und dann doch Dutzende von Punkten in den Schubladen aufzubewahren — was wäre denn das für ein famoser Schildbürgerstreich!

Der Mütterdienst des Deutschen Frauenwerkes hat da einen guten Vorschlag gemacht und sofort in die Tat umgesetzt. Er hat im ganzen Reiche *Umtauschstellen für Kinderkleider und Schuhe* eingerichtet, zunächst erst einmal für Säuglinge und für Kleinkinder. Es liegt vornehmlich an den Müttern, ob die Tauschaktion vielleicht später auch auf Schulkinder ausgedehnt wird. Der vorgeschriebene Tauschvorgang vollzieht sich ganz einfach: die Mütter bringen Kleider und Schuhe, Wäsche und Windeln, die sie selbst nicht mehr brauchen oder wenigstens für die nächste Zeit gut entbehren können, und liefern sie, natürlich in ordentlichem Zustand und gewaschen, der zuständigen Tauschstelle ab. Wo diese Stelle ist, er-

zu helfen wissen

und Dorothea v. d. Osten

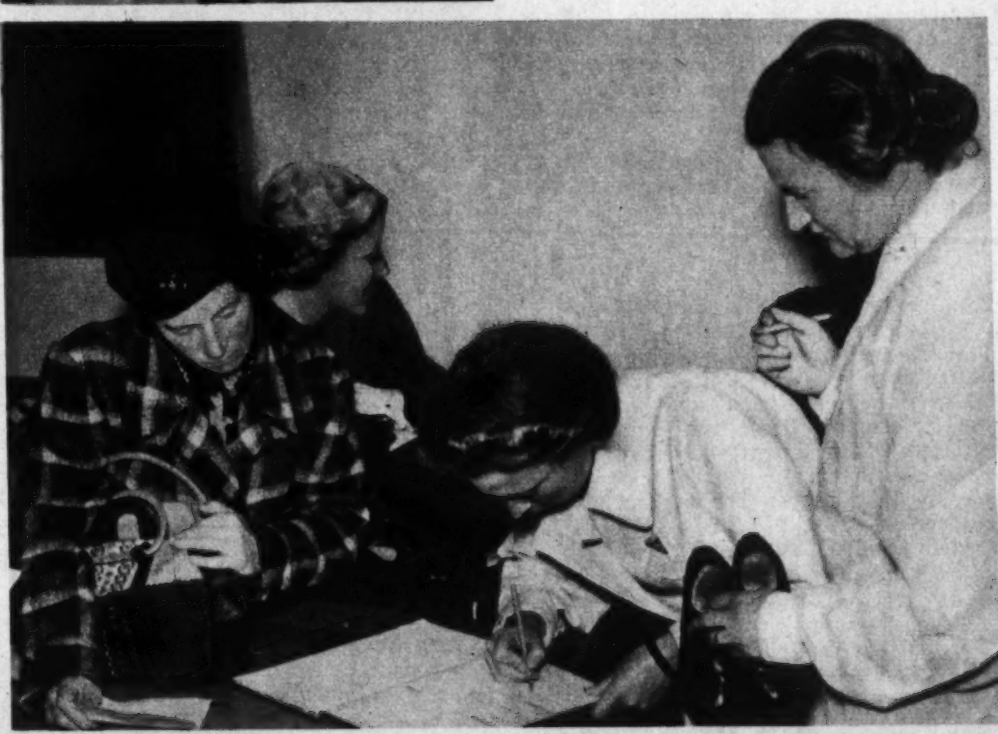




fährt man durch eine Anfrage bei der zuständigen Frauenschaft. Wenn noch keine Stelle da ist, stellen sich ein paar tüchtige Frauen der Frauenschaft und ihrer zuständigen Mütterdienststelle für diese Aufgabe zur Verfügung, dann ist die „Gründung" gleich geschehen. Die Tauschstelle bewertet die eingelieferten Sachen nach Punkten und bestätigt der abliefernden Mutter, daß sie in gleicher Höhe, d. h. mit derselben Punktzahl andere Sachen für sich eintauschen kann. Am Anfang wird sie vielleicht etwas warten müssen, bis etwas einkommt, was sie gerade braucht; nach und nach wird sich aber das „Lager" so füllen, daß jede als Tauschwert das gleich mitnehmen kann, was sie bedarf. Dann ist der Zweck der Aktion erreicht. Je mehr Mütter sich beteiligen, desto schneller werden sich alle Wünsche befriedigen lassen.

Vor dem privaten Austausch hat die Vermittlung durch die Austauschstellen zwei große Vorteile, die jeder Mutter sofort einleuchten werden. Der eine Vorteil: es ist nicht jedermanns Sache, Kleider und Schuhe von sogenannten „Bessergestellten" zu übernehmen; die Kleider reicher Leute „auftragen" zu müssen, ist für den armen Volksgenossen bitter, auch wenn ihn sonst seine Armut nicht zu schlimm drückt, auch wenn der wohlhabende Volksgenosse die allerbesten Absichten hat. Bei der Tauschstelle gibt es solche Unterschiede nicht, da gibt es nur Punkte für das, was man selbst als zur Zeit überflüssig weggibt; wenn dann das, was man dafür bekommt, in einem besonders guten Zustande ist, ist das nur angenehm und verursacht keinerlei Nachgeschmack. Der zweite Vorteil ist dieser: man kann wohl dem einzelnen unbekannten Volksgenossen entgegenbringen, ob er die abgelieferten Sachen gut genug gewaschen, unter Umständen desinfiziert und sachgemäß gereinigt hat; der eigenen Tauschstelle aber kann niemand mißtrauen, oder, wer es zu tun Lust hat, der kann sich ja sofort zur Mithilfe anbieten. Denn die Tauschstelle hat das größte Interesse daran, daß die eingelieferten Sachen ein gewisses „Ansehen" haben und von denen, die sie brauchen, gerne genommen werden. Inwieweit die einzelne Tauschstelle imstande ist, durch Aendern, Flicken, Aufplätten, Putzen die getragenen Sachen wieder ansehnlicher zu machen, wird ja immer nur von den Kräften abhängen, die zur Verfügung stehen. Also hat jede Mutter, jede Frau überhaupt die Möglichkeit, zu ihrem Teile dazu beizutragen, etwaige Anfangsmängel der Aktion rasch und gründlich zu beheben. Das ist wahrer Nationalsozialismus. Wer hier tätig mithilft, wer die bisher entstandenen Austauschstellen rege unterstützt und ausnützt, neue Stellen an geeigneten Orten ins Leben ruft, der tut etwas höchst Verdienstliches und Vernünftiges: er hilft der einzelnen in Verlegenheit befindlichen Volksgenossin und hilft sich selbst, er dient aber weit darüber hinaus der Gesamtwirtschaft des Volkes, die sich so mit dem Vorhandenen noch besser einrichten kann als bisher.

Dr. Eberhard Kuntze



Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

30. Fortsetzung.

Sollten wir aber das Geld jetzt nicht erhalten, so würden wir Dir wahrscheinlich das Reisegeld für Rio Grande nicht schicken können; dann mußt Du sehen, in Rio de Janeiro so lange zu bleiben, bis am 1. April 1935 der Rest von Mutters Hypothek ausgezahlt wird. Dann will Mutter mit den Kindern nach Deutschland reisen und läßt sich die Fahrkarte von Berlin aus schicken. In solchem Falle macht die Devisenstelle keine Schwierigkeiten, und für Dich würden wir eine Schiffskarte zur Fahrt nach Deutschland von Rio de Janeiro schicken lassen. Damit kannst Du rechnen und dafür, meinen wir, lohnt es sich schon, in Rio so lange durchzuhalten.

Du schreibst wiederholt: „Für mich, der nichts gelernt hat, ist es schwer . . .“ Das stimmt doch nicht, Du hast ja über zwei Jahre bei der Compania bei einem guten Meister gelernt und verstehst allerlei. In Buenos Aires und anderen argentinischen Städten werden täglich Handwerker in der Spalte ‚medio oficial‘ gesucht, das heißt Halbgelernte, weil Vollhandwerker zu teuer sind. Ein solcher medio oficial bist Du doch auch. Man muß sein Licht nicht unter den Scheffel stellen.

Also laß alle phantastischen Pläne mit Diamantfeldern usw. Was bei einem Stromern schon durch die kultivierten Gebiete Brasiliens herauskommt, hast Du ja zur Genüge erfahren. Bleibe in Rio und warte, bis Du weitere Nachricht von uns erhältst.

Es grüßen Dich
Vater, Mutter, Bine, Ekke, Wolfgang.

Als Helmut diesen Brief erhielt, schüttelte er den Kopf. Er wollte doch in die Gummiplantagen, hatte die Diamantfelder bloß nebenbei erwähnt. Ob Vater nun dachte, er würde aus Abenteuerlust in die Diamantfelder gehen? Darüber war er doch längst hinaus.

*

Einige Tage später saß Helmut eines Abends am Fenster seiner Dachstube. Er hatte eben den Brief seines Vaters beantwortet und fertiggemacht. Da kam sein Stubenkamerad, der alte Berliner, herein, wusch sich die Hände und sagte dabei so ganz gemütlich und nebenbei: „Heute hätte ich nach Deutschland fahren können.“

Helmut fuhr herum und starrte ihn an.

„Mensch, wie denn?“

„Am Hafen habe ich einen Steward getroffen, der sagte, sie brauchen unbedingt noch einen.“

„Welches Schiff?“

„Monte Sarmiento.“

„Ist sie noch im Hafen?“

„Nee, ich glaube, die is schon weg.“

Helmut seine allerletzten Milreis zusammengerafft, eine Taxe genommen, zum Hafen gefahren, durch die Aduana (Zollstation) gerannt, ran und rauf aufs Schiff. Außer Atem den ersten besten Matrosen rangekriegt: „Wird hier jemand gebraucht?“

„Ja, ich glaube. Geh mal zum Obersteward.“

Helmut zum Obersteward!

Er sagt: „Wollen Sie mitkommen?“

„Ja. Selbstverständlich!“

„Na, dann los. Es geht gleich fort. Erst mal runter zum Bordarzt.“

Der Bordarzt untersuchte ihn und sagte: „Alles in Ordnung. Sie können mit.“

„Ich muß noch meine Sachen holen“, stieß Helmut hastig hervor. „Meinen Paß . . . Ich nehme ein Auto . . . aber . . . kein Geld.“ Er sah sich gehetzt, verzweifelt um.

Der Obersteward und der Vertreter der Schiffsgesellschaft sprachen miteinander: „Wollen wir dem jungen Mann die paar Milreis geben?“

Schon griff der Agent in die Tasche und gab sie ihm. Er kannte den Jungen. Helmut war oft bei ihm gewesen und hatte nach Arbeit auf den Schiffen gefragt.

Helmut wieder runter gerannt, wieder überall durch, eine Taxe genommen, zu Hause die Treppe raufgestürmt: „Ich fahre los!!“ Mit Windeseile packte er seine paar Sachen in ein Schuhkästel, nun ohne Abschied die Treppe runter, Frau Eckstein brachte ihm noch sein Handtuch nach. Wieder in die Taxe. Los!!!

Am Zentralbahnhof mußten sie warten, bis das Licht das Signal gab. Helmut saß wie auf Kohlen. Er stand auf und schrie dem Chauffeur in die Ohren: „Fahren Sie doch! Fahren Sie doch!!! Lassen Sie mich vor!!!“

Der Mann fuhr wie eine Schnecke.

Endlich, endlich waren sie am Hafen.

Helmut raus, rauf aufs Schiff. Die Matrosen banden schon das Fallreep los. Es klingelte: Besucher von Bord!!! Grüßen und Winken hin und her. Abschiedsstimmung. Kaum war er oben, da begann die Bordkapelle in schmetternden Tönen: „Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm’ . . .“

Mit einem tiefen Aufatmen sah der Junge die Lichter von Rio de Janeiro langsam entschwinden.

„Ich komme nicht wieder“, dachte er.

Hüben und drüben

Als die Gestalt des Jungen in der dunklen Tiefe des immergrünen Waldes verschwunden war, ging die Mutter schweigend ins Haus zurück. Sie räumte seine Sachen weg, die er zurückgelassen hatte, und konnte es nicht hindern, daß ein paar Tränen darauf fielen; es war ihr sehr schwer zumute. Sie ordnete noch dies und jenes im Hause, ging hinüber in den Küchenbau, dann in den Hof, sah nach den Pferden und Kühen im Korral. Unter dem langgestreckten, von schweren Holzpfeilern getragenen Vordach des Schuppens hatte sich der Peon niedergelassen und frühstückte. Als sie zu ihm trat und sich nach dem Stand der Pflanzungen erkundigte, mußte sie erfahren, daß — obwohl man schon im März — die Carpida, die große Säuberung der Pflanzungen, noch lange nicht beendet war.

Die Patrona sagte nichts dazu. Sie holte sich die Putzhacke und rief die Kinder, die scheu in den Ecken herumstanden und nun erleichtert und außergewöhnlich hilfsbereit herbeikamen. Eigentlich war es ja so, daß zur Carpida die ganze Familie, jedes mit einer Putzhacke bewaffnet, hinaus ins Feld ging. Aber Frau Rohde hatte in letzter Zeit die Pfanzungen vernachlässigt, nun mußte alles wieder ins Geleise kommen. Sie blickte auf ihre Kinder, die sie alle drei dicht um sich hatte, „Einer fehlt“, dachte sie wehmütig. Aber ach — er war ja nie so recht bei ihnen gewesen.

Zum Wochenende kam ihr Mann wieder hinauf zu der Chacra und brachte ihr einen Gast mit. Den Maler, den Helmut in San Javier getroffen hatte. Wie atmete die Mutter auf! Was wollte sie alles wissen, viel mehr als der Mann ihr beantworten konnte, aber jedenfalls, der Junge war gesund und munter gewesen . .

Der Maler erhielt unten im Pueblo einen Auftrag. Der Chef der Tabak-Companie ließ seine Frau und seine Kinder von ihm malen. Während seines Aufenthaltes in Bonpland war er oft oben auf der Chacra und fühlte sich in dem gastlichen deutschen Hause sehr wohl. Manchmal sagte er wehmütig: „Ein deutsches Heim, Frau Rohde, ein deutsches Heim, nichts geht darüber.“

Er war schon ein älterer müder Mann, und seine Habseligkeiten — wie ärmlich. Er sah aus wie ein verkommenes Genie mit seiner grauen Künstlermähne. Und so zog er nun jahraus, jahrein im Lande umher und suchte sich sein Brot. Und eine Menge ähnlicher Schicksale gab es hier. Da war Fritz Wackernagel, der Sohn eines höheren deutschen Offiziers, der nun auch schon jahrelang durch Südamerika zog und Klaviere stimmte, da waren viele, viele, die unstet und ruhelos im fremden Lande herumabenteuerten und von der Hand in den Mund lebten, und schließlich verfielen sie dem Zuckerrohrschnaps und sanken von Stufe zu Stufe. Es war wohl ihr Schicksal, daß sie in der Fremde nicht Fuß fassen konnten.

Frau Rohde holte tief Atem und dachte an ihren Sohn Helmut. Soviel Aengste sie auch um den Jungen ausstehen mußte, es war doch gut, daß sie ihm die Freiheit gegeben hatten, über sein Leben zu entscheiden. Drüben in der Heimat würde er stetig vorwärtsstreben und ein rechter, fester Mann werden.

Als Rohde in diesen Tagen einmal zu ihr sagte: „Paß auf, Mutter, der Junge kommt uns wieder, wenn er sich erst einmal den Wind hat um die Ohren wehen lassen“, da schüttelte sie den Kopf, sah ihn groß an und sagte: „Und was dann? Ich glaube nicht, daß hier was Rechtes aus dem Jungen wird. Der wußte wohl, was er tat.“

Am 18. April erhielten sie den ersten Brief von Helmut.

Santo Angelo, den 9. April 1933.
Hotel Colonial de Fredolino Emmel.

Liebe Eltern!

Am 16. März bin ich hier glücklich angekommen, mit allerhand abenteuerlichen Erlebnissen. Es sind hier sehr schlechte Zeiten. Für ein Peso Argent. bekommt man 3,600 Mil. Hier ist auch eine Tabak-Companie, dieselbe wie in Bonpland, nur noch größer. Der Chef ist Deutsch-Brasilianer; ich habe mit ihm gesprochen und meine Zeugnisse gezeigt, aber Arbeit habe ich nicht bekommen. Es ist hier nämlich Gesetz, daß zwei Drittel der Angestellten immer Brasilianer sein müssen, und dann sagte er: „Wir haben unsere alten Angestellten.“ So ist es sehr unbestimmt, ob ich Arbeit bekomme. Ich bin tagelang nach Arbeit hier rumgelaufen, mein Geld war zu Ende. Erst fand ich für fünf Tage Arbeit, dann für sechs Tage. Augenblicklich arbeite ich bei einem Maler als Handlanger. Er heißt Schüle, und seine Schwiegertochter ist eine geborene Leberberg von Euch da oben. Außerdem habe ich v. Sommerfeld und Stefan in einer Boliche getroffen. (Forts. folgt.)

Die Gutssekretärin

Die Erzeugungsschlacht, zu der das deutsche Landvolk, seit 1934, Jahr für Jahr aufgerufen wird, verlangt die Aufbietung und bestmögliche Ausnützung aller Kräfte. Nur wenn jede Arbeit genau überlegt ist, nur wenn strengste Ordnung in jedem Betriebe herrscht, kommt — bei gleichbleibenden Kräften — eine Leistungssteigerung zustande. In der Landwirtschaft mußte ja in den letzten Jahren, und nicht erst seit dem Kriege, diese Leistungssteigerung auch mit abnehmender Zahl von Arbeitskräften angestrebt und erreicht werden; um so nötiger war hier der sparsamste Verbrauch, die rationellste Verwendung aller gegebenen Einsatzmöglichkeiten, im Kleinbauernbetrieb so gut wie auf dem großen Gutshof. Zu einer so geordneten, möglichst sparsamen und möglichst wirkungsvollen Betriebsführung gehört aber auch eine klare und gute Uebersicht in den vorgeschriebenen Büchern, Abrechnungen und Erklärungen an Kreisbauernschaft und Finanzamt, eine klare und ordentliche Geldgebarung und überhaupt ein jederzeit übersichtliches Rechnungswesen. Auf dem Bauernhof und auch auf dem kleinen Gut muß der Bauer oder die Bäuerin, der Landwirt als Besitzer oder sein Verwalter für diese geordnete Buch- und Kassenführung selbst sorgen; schon auf dem mittelgroßen und erst recht auf dem großen Landwirtschaftsgut ist für diese Büroarbeiten eine besondere Kraft angestellt, der landwirtschaftliche Rechnungsführer oder die Rechnungsführerin, die zwar nicht mehr von Amts wegen, aber im allgemeinen Sprachgebrauch noch immer „Gutssekretärin“ heißt.

Die Gutssekretärin oder landwirtschaftliche Rechnungsführerin ist also keineswegs nebensächliche Persönlichkeit in einem Gutsbetrieb. Wenn sie, wie das meist der Fall ist, zur Familie des Gutseigentümers oder Gutspächters gerechnet wird („voller Familienanschluß“ nennt sich das in den Zeitungsanzeigen, mit denen man nach ihr sucht), so bedeutet schon das die besondere und persönliche Verantwortlichkeit dieser Stellung, die eine ausgesprochene Vertrauensstellung ist. Nun ist ja eigentlich in einem landwirtschaftlichen Betrieb *jede* feste und dauernde Stellung eine Vertrauensstellung; denn nur, wenn der Gefolgschaftsführer darauf vertrauen kann, daß alle miteinander und ineinander arbeiten, daß jeder verantwortungsbewußt auf seinem Posten steht, nur dann läuft der Betrieb richtig. Die Rechnungsführerin aber muß sich eines ganz besonderen Vertrauens erfreuen und würdig zeigen: sie sieht, ähnlich der Direktionssekretärin eines großen Industrie- oder Behördenbetriebs, in alle Winkel, auch in private und persönliche Angelegenheiten ihres Chefs, und sie hat darüber hinaus vielfach eine Selbständigkeit, wie sie in anderen Betrieben kaum vorkommt. Diese hohe Selbständigkeit zieht tüchtige und verantwortungsfreudige junge Menschen natürlich besonders an; sie müssen sich aber in dieser Selbständigkeit auch charakterlich bewähren.

Wer kann, wer soll „Gutssekretärin“ werden? Das Mädel soll abgeschlossene Mittelschulbildung oder das Zeugnis über den erfolgreichen Abschluß der 6. Klasse einer höheren Schule haben; Volksschülerinnen können durch eine besondere Aufnahmeprüfung nachweisen, daß sie sich das über die Volksschule hinausgehende verlangte Schulwissen auf privatem Wege angeeignet haben, was aber fast immer umständlicher, zeitraubender und teurer, also nur in Ausnahmefällen empfehlenswert ist. Weiter wird als Grundlage der Nachweis der erfolgreich bestandenen ländlichen Hauswirtschaftsprüfung gefordert. Zu dieser letzteren Prüfung muß das Mädel nach Vollendung ihres 16. Lebensjahrs, d. h. also nach der Mittelschule oder der 6. Klasse einer höheren Schule, zwei Jahre ländliche Hauswirtschaftslehre durchmachen, und zwar, was nicht zu vergessen ist, bei einer von der Landesbauernschaft anerkannten Lehrfrau. Auch der Lehrvertrag muß von der Landesbauernschaft bestätigt werden. Schon diese Forderung der Prüfung zur „Ländlichen Hauswirtschaftsgehilfin“ beweist, daß man von der späteren „Gutssekretärin“ etwas mehr erwartet und braucht als „ein bißchen Buchführung und ein bißchen Tippen“. Nein, sie muß eine vollkommene praktische Kenntnis des ländlichen Haushaltswesens haben, sie soll landwirtschaftliche Arbeit nicht bloß vom Schreibtisch her und durchs Fenster kennen, sondern auch von den Dingen, über die sie Buch führt, wirklich etwas verstehen. Falls sie den pflichtmäßigen Reichsarbeitsdienst gleich anschließend hinter sich bringt, ist das auf gar keinen Fall ein Schaden für sie; auch etwaige praktische Erfahrungen im Mädel-Landdienst der HJ. werden ihre spätere Verwendbarkeit erhöhen. Hat das Mädel Gelegenheit und Lust, sich im häuslichen Gartenbau, in der Geflügelzucht, in der Bienenwartung und dergleichen umzusehen, so wird sie später nicht darüber zu klagen brauchen, daß sie als Büromensch und Tintenklexer ein zu geringes Ansehen genieße. Mit *einem* Worte: eine wahrhaft gute Gutssekretärin sieht zwar im Gutsbüro ihre Hauptarbeitsstätte und den Ort ihrer besonderen Verantwortung, sie ist aber auch sonst zu brauchen, wo Not an Mann ist. — Die Fachausbildung, an der Lehranstalt des Reichsnährstands für landwirtschaftliches Rechnungswesen in Halle/Saale oder im Lette-Verein in Berlin, dauert nach so gründlicher Vorbereitung dann nur noch ein halbes Jahr, wonach sofort die Prüfung zur landwirtschaftlichen Rechnungsführerin abgelegt werden kann. Hier lernt das im übrigen landwirtschaftlich schon gut vorgebildete Mädel noch die kaufmännische und landwirtschaftliche Buchhaltung, übt kaufmännischen Schriftverkehr, Schriftverkehr mit Behörden, Rechnen, Kurzschrift und Maschinenschreiben und erhält die nötigen Fachkenntnisse im Steuer-, Lohn- und Versicherungswesen, im Bankwesen, in der Wechsel- und Scheckkunde, in Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, immer mit besonderer Rücksicht auf alle die Fragen, die im landwirtschaftlichen Gutsbetrieb und im Siedelungswesen eine Rolle spielen.

Schon dieser Ausbildungsplan zeigt, daß die spätere Arbeit der landwirtschaftlichen Rechnungsführerin um vieles abwechselungsreicher, vielseitiger und verantwortungsvoller ist als eine Stellung in einem städtischen Büro. Denn die Rechnungsführerin ist in den allermeisten Fällen die *einzige* Bürokraft des ganzen Betriebes, also Bürovorsteher, Buchhalter, Korrespondent und noch mehreres in einer Person! Sie steht in den meisten Fällen unmittelbar unter dem „Chef“, dem Betriebsführer, dessen Schriftwechsel sie nach Diktat oder nach einigen Angaben erledigt, dessen Listen und Bücher sie führt, dessen Lohn- und Gehaltsberechnungen sie macht, für den sie sehr viele Abfertigungen, Auszahlungen und andere verantwortliche Dinge im Laufe des Tages selbständig übernehmen muß. Das erfordert große Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, es macht aber auch viel Freude. Dazu kommt, was kaum ein städtischer Büro-Angestellter in solcher Vollkommenheit für sich in Anspruch nehmen darf: die stetige unmittelbare Berührung mit dem praktischen Leben des Gutes, dessen Rechnungswesen sie betreut. Sie *sieht* die Aecker und Wiesen, über deren Erträge sie Buch führt, wirklich vor sich, sie *kennt* den Viehstall, dessen Freuden und Leiden, dessen gute und böse Tage in ihren Listen und Rechnungen stehen. Sie ist niemals *nur* „Büromensch“ und also außer aller Gefahr, nur in Akten und Papieren zu versinken. Sie hat immer wieder den wunderbaren Ausgleich der praktischen Mitarbeit, des unmittelbaren Miterlebens für sich, ein Vorzug, um den sie manche Arbeitskameradin der Stadt sehr beneiden wird. Dafür muß die Gutssekretärin allerdings von besonderer Zuverlässigkeit, von besonderer Gewissenhaftigkeit und von ernstem, echtem Verantwortungsgefühl für ihren Betrieb beseelt sein. Also verlangt der Beruf ein Mädel, dem das Herz und der Kopf auf dem rechten Fleck sitzen; Zimperliesen und „Stundenarbeiterinnen“, die zwischen Schreibmaschine und Puderdose, vor allem an Dienstschluß denken, sind für diesen schönen und reichen Beruf nicht geeignet. Wer aber mit hellen Augen in die Welt sieht und mit fleißigen Händen zuzupacken versteht, wird hier gut „auf Rechnung kommen“.

Dr. Hans Hajek



Schutz der Jugend im Kriege

Aufklärung über Zweifelsfragen der Polizeiverordnung

Die durch den Krieg bedingten Verhältnisse, besonders die Abwesenheit vieler Väter und Erzieher, haben polizeiliche Verordnungen zum Schutze der Jugend erforderlich gemacht. Da die Bestimmungen vielfach nicht genügend bekannt sind, ist es angebracht, Eltern und Erziehungsberechtigte entsprechend aufzuklären.

Auf der Straße, in Lokalen und im Kino

Nach § 1 der Polizeiverordnung dürfen Jugendliche unter 18 Jahren sich auf öffentlichen Straßen und Plätzen oder an sonstigen öffentlichen Orten während der Dunkelheit nicht herumtreiben. Es ist hier also absichtlich vermieden worden, das Verbot an eine Uhrzeit zu binden. Dabei ist selbstverständlich, daß das Verbot sich nicht gegen Jugendliche richtet, die von der Arbeitsstelle oder vom HJ.-Dienst heimkommen oder aus anderen notwendigen Gründen die Straße nach Eintritt der Dunkelheit betreten oder ordnungsgemäß ihrer Wege gehen. Mit dem Dunkelwerden hat aber alles zwecklose Herumtreiben, Spazierengehen, Eckenstehen usw. jugendlicher Personen beiderlei Geschlechts zu unterbleiben.

Nach § 2 der Polizeiverordnung ist der Aufenthalt in Gaststätten aller Art jugendlichen Personen unter 18 Jahren, die sich nicht in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person befinden, nach 21 Uhr verboten. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen sich ohne Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person in Gaststätten überhaupt nicht aufhalten. Also: Hier ist eine Uhrzeit festgesetzt worden. Das Verbot des Aufenthaltes Jugendlicher unter 18 Jahren in Gaststätten usw. bezieht sich nur auf die Zeit nach 21 Uhr. Jugendlichen unter 16 Jahren ist dagegen, soweit sie sich nicht in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person befinden, der Aufenthalt in Gaststätten überhaupt verboten. Zu den Gaststätten im Sinne dieser Bestimmung gehören nicht nur Gast- und Schankwirtschaften, sondern auch Eisdielen, Cafés usw.

Der Besuch von öffentlichen Lichtspieltheatern, Varieté- und Kabarettvorstellungen ist Jugendlichen unter 18 Jahren, die sich nicht in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person befinden, nach 21 Uhr verboten. Wenn Filme, die zur Vorführung vor Jugendlichen unter 18 Jahren nicht ausdrücklich zugelassen sind, gespielt werden, so ist Jugendlichen der Zutritt zum Lichtspieltheater ohne weiteres verboten.

Alkoholgenuß und Rauchen

Jugendlichen unter 18 Jahren ist in Gaststätten der Genuß von Branntwein oder überwiegend branntweinhaltigen Genußmitteln, Jugendlichen unter 16 Jahren in Abwesenheit des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person auch der Genuß von anderen alkoholhaltigen Getränken verboten. Während das Gaststättengesetz sich nur an die Gastwirte, nicht auch an die Jugendlichen richtet, verbietet nunmehr die Polizeiverordnung den Jugendlichen in Gaststätten den Genuß von Alkohol in dem oben angeführten Umfange.

Jugendlichen unter 18 Jahren ist der Genuß von Tabakwaren in der Oeffentlichkeit verboten. Der Begriff „Oeffentlichkeit" ist in der Verordnung absichtlich nicht umrissen worden. In der Regel sind darunter aber nicht nur Straßen und Plätze, öffentliche Lokale, sondern auch andere öffentlich zugängliche Orte wie öffentliche Dienstgebäude, Betriebe, Verkehrsmittel usw. zu verstehen.

Fernhalten von Tanzlustbarkeiten

Schließlich ist einheitlich allen männlichen und weiblichen Jugendlichen bis zu 18 Jahren die Teilnahme an öffentlichen Tanzlustbarkeiten — die ja gegenwärtig nicht zulässig sind — nur gestattet, wenn sie sich in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person befinden, und auch dann nur bis 23 Uhr.

Es ist Sache der Jugendlichen selbst, sich der straffen Ordnung, die die Polizeiverordnung zum Schutz der Jugend bezweckt, zu fügen. Auf der anderen Seite aber geben diese Bestimmungen Eltern und allen Erziehungsberechtigten eine Handhabe zum Eingreifen, wo es sich als nötig erweist. Die Angehörigen der Polizei sind angewiesen, bei ihren Streifengängen auf strengste Einhaltung dieser Verordnung zu achten.



Was mögen sie vorhaben? Aufnahme: Tölle-Rondophot

nicht wieder auffallen. Alles halte ich fabelhaft in Ordnung, besonders auch mein Rad, und ich passe auf wie ein — Schießhund! An mir soll der Fähnleinführer seine Freude haben, und wenn der sich freut, geht's nämlich allen gut!

Und wie ist's nun mit dir? Du kommst doch jetzt auch mit?

Heil Hitler!
Euer Kurt Pölkow.

Neue Preisaufgabe

Diesmal habe ich mir wieder ein paar schwierige Fragen ausgedacht, die euch viel Kopfzerbrechen verursachen sollen. Wer mir die richtige Antwort darauf geben kann, der soll als Preisanwärter Aussicht auf einen der sieben Preise haben, die ich jedesmal zu vergeben habe. Ihr kennt diese Preise ja schon, es ist ein 1. Preis im Betrage von 10,— RM., ein 2. Preis im Betrage von 5,— RM., ferner sind es fünf Preise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern. Schickt mir eure Lösungen bis zum 25. Januar 1941 an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Schreibt mir euren Absender aber stets auf die Lösung (bei Briefen also nicht allein auf den Umschlag!) und vergeßt nicht, mir euer Alter anzugeben. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los. Und nun aufgepaßt:

1. Warum hüpft der Sperling über die Straße?
2. Was läßt sich nicht mit Worten ausdrücken?
3. Warum kann es nicht zwei Tage hintereinander regnen?
4. Wieviel Eier kann ein Riese auf nüchternem Magen essen?
5. Wann hat der klügste Mann auf der Welt gelebt?
6. Was tut der Storch, wenn er auf einem Bein steht?

Bei der Einsendung eurer Lösung braucht ihr die Frage nicht zu wiederholen, sondern auf einer Postkarte nur zu schreiben:

Auflösung aus Heft 25/1940
1. ....
2. ....
usw.

Fritz.

Glaubst du das?

Ich will euch singen und will nicht lügen:
Ich sah drei gebratene Hühner fliegen,
sie flogen also schnelle,
sie hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt,
den Rücken nach der Hölle.
Ein Amboß und ein Mühlenstein,
die schwammen zusammen über den Rhein,
sie schwammen also leise.
Da fraß ein Frosch einen glühenden Pflug
zu Pfingsten auf dem Eise.

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 20/1940

Diese Fragen müssen euch aber sehr zugesetzt haben, denn von den fast 2000 Antworten, die ich bekam, waren fast mehr als ¾ zum Teil falsch. Darum will ich euch zuvor die richtigen Antworten nennen:

1. Wann hat der Mensch soviel Augen im Kopf wie Tage im Jahr? Ganz einfach: am 2. Januar.

2. In welchem Monat ißt der Durchschnittsmensch am wenigsten? Auch sehr einfach: im Februar, weil dieser Monat die wenigsten Tage hat.

3. Warum fressen die weißen Schafe viel mehr als die schwarzen? Das mußten die Kinder vom Lande natürlich wissen: die weißen, weil es mehr weiße als schwarze Schafe gibt.

4. In welcher Jahreszeit wird in Norddeutschland das Heu gemäht? Ob nun in Nord- oder in Süddeutschland, das ist gleich, Heu wird bekanntlich nicht gemäht, sondern — Gras.

Ihr seht also, man muß nur ein wenig nachdenken, dann kommt man schon auf die richtige Lösung. Da nun aber viel mehr richtige Lösungen eingingen, als ich Preise zu vergeben habe, so hat das Los die Glücklichen bestimmt. Ich nenne euch hier die Namen, denen die Preise zuerkannt wurden. Den ersten Preis im Betrage von 10,— RM. bekam: **Tilde Brandtner** in **Wien** 110, den zweiten Preis im Betrage von 5,— RM.: **Heinz Roofeld** in **Danzig-Langfuhr**, und je ein Jugendbuch bekamen: **Eitelfritz Baumgart** in **Bremen-Blumenthal**, **Ruth Lenz** in **Ulm** (Donau), **Alfons Sebold** in **Weingarten** (Baden), **Edith Mahr** in **Reichenau** b. G. (Sudetengau), **Hildegard Weishaupt** in **Hamburg** 22, **Hans Ernst Randenbach** in **Zeltingen** (Mosel) und **Agneta Fechtelkötter** in **Brühl-Kierberg**. Vor allen Dingen möchte ich bei dieser Gelegenheit allen jungen Dichtern und Künstlern herzlich danken, die mir ihre Lösungen in so hübschen Reimen oder in künstlerisch manchmal hervorragenden Zeichnungen und Gemälden geschickt haben. Schade, daß ich nicht allen einen Preis zuerkennen konnte. Dafür vertröste ich euch auf das nächste Mal. Vielleicht klappt's dann.

Fritz.

Kinderwarte

Hast du schon die Pimpfenprobe bestanden?

Mensch, dir fehlt noch die 1½ Tagesfahrt? Laß dir erzählen, wie ich zum erstenmal mitmachte. Wir sind nach Lanz bei Lenzen gewesen. Ende Juni war es. Am Sonnabend nachmittag trafen wir uns bei „Hasenecke"! Ueber 40 Jungen hintereinander auf Rädern: diese Gliederschlange kroch auf der Landstraße dahin. Es war für uns ein Schneckentempo, das der Fähnleinführer vorlegte; doch wir begriffen noch viel mehr.

Ich hatte immer geglaubt, ich könnte schon längst radfahren, seit Jahren. Aber plötzlich schrie er: „Ihr könnt ja nicht mal anhalten, ihr Trantüten!" Denn da saß auch schon einer im Graben, um nicht seinen Vordermann zu rammen; ein anderer bog seine Lenkstange gerade, der Baum stand allerdings wie bisher. In der nächsten halben Stunde kamen wir nur sprungweise vorwärts; alle 100 Meter hielten wir, setzten die Räder zusammen, eilten weg von ihnen, spritzten hin und — noch einmal! Im Halten und im Fahren übten wir Seitenwechsel auf dem Fahrdamm. Nachdem das Exerzierreglement für Räder „saß", saßen auch wir wieder für längere Zeit auf. Wir achteten jetzt auf die Handzeichen unseres Führers und lernten sie durchgeben.

Einige von uns lernen nun aber schwer, sie träumen; ach, die hatten bald ausgeträumt. Denn nun gab's noch was Neues! Ich hatte vorher auch geglaubt, was können diese 30 Kilometer schon sein! Aber sie hatten es in sich: Es waren Jungvolkkilometer! „Schon wieder absitzen", murrte einer. Der Fähnleinführer hört und merkt so was nicht, der denkt an ganz was anderes; das ist mit aufgegangen, als wir von unserer ländlichen Chaussee auf die belebte Reichsstraße kamen. Was flutschten dort die Autos und erst die riesigen Brummer, die Fernlastzüge. Wenn er uns dort nicht in Gewalt hätte, so erzählte er nachher gelegentlich: „Denkt doch an die Schlange: Ihr seid jeder ein Glied, ich der Kopf und mein Befehl ist die Haut, aus der niemand ausbrechen kann! Auch die Schnecke kriegt ihr Haus vorwärts — sei es auch nur langsam — weil es ein „Haus" ist und nicht 20 Scherben, die sie fortwährend zusammenhalten muß."

„Ach, warum denn nun wieder absitzen? Wir sind ja überhaupt noch nicht einmal ordentlich in Fahrt gekommen. Schrecklich, ich komm nicht wieder mit!" „Wie heißt das Dorf, das wir eben durchfuhren?" „Zurück, marsch, marsch!" Ja, Ede, der Vorlaute, sauste davon; doch wir wußten's auch nicht, so liefen wir alle im Trab die hundert Meter zurück. Schwitzend kamen wir wieder: „Baarz heißt es!" „Und was stand auf der anderen Seite?" „Zurück, marsch, marsch!" Keuchend kamen wir wieder: „Besandten!" „Und wieviel Kilometer sind's bis dort?" Einige liefen noch ein drittes Mal! Na, das hätt' ich auch nicht geglaubt, daß uns der Fähnleinführer auch lesen lernen müßte — und erst gucken. Vögel, Käfer, Gedenksteine, Himmelsrichtungen, nee, wat et nich alles gibt!

Auch Pannen gab es. Wir hielten wieder. Er stand vor der Front: „Wer hat Flickzeug?" und noch peinlicher die Frage: „Wer kann flicken? Dein Vater, nicht wahr?" Diesmal waren die Flickschuster schneller als wir anderen mit dem Herausnehmen und Einsetzen aller unserer Vorderräder; aber das nächste Mal schaffen wir es — und sollte es das Hinterrad sein. Nein, Langeweile, süßes Nichtstun und Nichtsdenken gibt es nicht bei einer 1½ Tagesfahrt!

Wir fahren wieder. „Du, hast du eben gelesen, noch 14 Kilometer. Leg mal 'n bißchen zu, es geht schneller." Nach 'ner halben Stunde noch schneller. Durch die Dörfer, durch eine große Stadt einfach durch. „Ich hab schon Durst." „Ich möcht mal ausruhn 'nen Augenblick." Es ging noch schneller. „Ich mag nicht mehr!" Und immer noch nicht da. „Jetzt? Dahinten?" Wir fuhren durch. Viele Jungs fluchten schon: „Verflixt, das soll

Spaß machen?“ Und noch um eine Ecke ging es. Nun sogar Landweg! „Noch 10 Minuten!“ „Mir ist alles gleich, ich kann nicht mehr . . .“ „Ha—a—alt!“ Und gleich legten wir uns neben unseren Rädern hin. „Antreten! Ausrichten!“ Wir standen vor einem blumengeschmückten großen Haus: DJH.! Der Herbergsvater begrüßte uns mit einem frohen „Heil Hitler!“ „Dürfen wir trinken?“ Wir soffen. Nur unser Fähnleinführer winkte ab, es galt noch so manches zu besprechen. Wir schleppten unsere Tornister nach oben in den Schlafraum. „Ich will oben liegen.“ „Ich geh lieber nach unten.“ Zum erstenmal war mancher von uns überhaupt von Muttern fort, aus seinem Dorf heraus. Nun sollten wir 40 Jungen in einem Raum schlafen, nun standen die Betten übereinander. „Das wird aber noch einen Hallo geben!“

Wir standen wieder unten vor der Jugendherberge angetreten, marschierten zum Denkmal, das die Lanzer Gemeinde ihrem großen Sohn, Friedrich Ludwig Jahn, gesetzt hat. Er hatte während der Franzosenzeit die Jugend begeistert und ertüchtigt, damit sie Napoleon hinausjagen konnte. „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand, zu leben und zu sterben fürs deutsche Vaterland!“ So sangen auch wir jetzt, so standen auch wir bereit zum Dienst, als Jungen schon. Die Eisen knallten auf das Pflaster, unsere Lieder schallten: wir fühlten, warum wir marschieren müssen.

Wir saßen dann in der Wiese, sangen, spielten und tobten im Wasser. Wie schmeckte danach das Abendbrot. Welche Mengen futterten wir aber auch weg! Doch das gemeinschaftliche Essen ist nicht einfach. Warten sollten wir? „Ich hab doch Hunger!“ Der Vorlaute konnte sich nicht beherrschen, er hapste zu und — sah zu, wie wir aßen und Warmes tranken. Wenn dem sich der Magen nicht umgekrempelt hat vor Neid und Wut; er wurde nachher aber auch noch satt. Am meisten freute ich mich auf den Tischspruch, der kommt uns aus dem Herzen, oder wohl richtiger, aus dem hungrigen Magen. Und dann hauen wir rein! Ja, rein muß auch alles sein! Stubendienst, daß das Jungs ebenfalls können, hab ich auf meiner ersten Fahrt gleich gemerkt. Ob's die Mädchen überhaupt so gut machen, denn wir suchen und finden auch dort Krümel und Reste, wo gar keine sind. Oder braucht unser Fähnleinführer doch schon eine Brille?

Daß Lanz der Geburtsort des Turnvaters Jahn ist, vergeß ich nie! Nach dem pfundigen Abendbrot (es waren wirklich Pfunde!) hätten wir uns so ein gemütliches Plauderstündchen gefallen lassen, aber wieder rein in die Turnhosen — wir sind ja in Lanz! Ein Glück, daß ich mich schon mit bloßem Oberkörper sehen lassen konnte, ich war schon prima braungebrannt! Aber ich hätte nicht gedacht, daß auf dem Sportplatz so viel Platz wäre, wo man überall noch hinlaufen könnte. Wir hatten gar keine Zeit, uns aneinander zu ärgern wie manchmal zuhaus, wir flitzten wie die Windhunde. Das war knorke!

Als es gegen 9 Uhr dämmrig wurde, nahmen wir unsere Handtücher und gingen in den Waschraum. Großartig war es dort: viele weiße Becken mit Wasserleitung und der ganze Raum mit Kacheln ausgelegt, so etwas kannten wir Dorfjungen nicht. Aber dort war noch etwas Eigenartiges: man zog an einer Kette, dann kam oben von der Decke aus einem Sieb viele, viele Wasserstrahlen mit Macht heruntergebraust. Das ist eine Dusche, sagte uns der Fähnleinführer. „Also runter mit den Hosen!“ Ganz nackend sprangen wir unter den herabprasselnden Wasserstrahlen umher. Fortan haben wir niemals mehr albern getan, wenn einer sich ungeschickt beim Umziehen anstellte. Also, das Duschen war eine Wonne! Trotzdem es verflixt kalt war und es einen beträchtlichen Druck hatte — mir blieb zuerst auch die Luft weg — wollte ich doch nicht sogleich wieder unter raus. „Aber morgen wieder duschen, Fähnleinführer!“ Ja, das war ein Getummel im Waschraum mit all den vielen nackten Jungs; eine wilde Handtuchschlacht machte der Luft ein Ende.

Und dann ging's ins Bett! Viele hatten einen rotkarierten Bettbezug von Hause mitgebracht, darin strampelten sie herum. Der Fähnleinführer ging zum letztenmal an den Betten vorbei. Er lächelte zufrieden. Ob wir nicht noch stundenlang im Dunkeln herumtoben würden? Ich hatte allerdings keine Lust mehr dazu, ich möchte schlafen. Mein Nachbar pennte schon. „Gute Nacht!“ „Gute Nacht!“ Das Licht ging aus. In wenigen Minuten war ruhiges Atmen vieler zufriedener, weil müder Jungs. Es sollen einige geträumt, sogar laut geträumt haben. Es war ja auch unsere erste Nacht in der Jugendherberge!

„Morgen! Aufstehen!“ „Ach, was ist denn?“ „Raus! Raus!“ bellte da einer. Ich richtete mich mühselig auf, da sprang mir mein Obermann beinah auf den Kopf. Fix rin in die Turnbüx! Dort schüttelte der Fähnleinführer noch meinen Nachbar wach. „Raustreten zum Frühsport!“ Wir liefen langsam, wir liefen schnell. Wir atmeten hastig, mußten uns dehnen, drehen und strecken; ah — da zischte auch schon die Dusche auf uns hernieder. Ah! Die Jungs, die oben geschlafen, machten ihre

Betten, während die Untermieter duschten, dann wurde gewechselt. Doch mancher kletterte nachher noch einmal rauf und zog hier und dort noch eine Falte weg. Ja, genau will „Er“ es haben. Dem einen hatte er die Decke wieder auseinandergerissen, der brauchte für den Spott nun auch nicht mehr zu sorgen. Ich meldete: „Bett gebaut!“ „In Ordnung!“ „Schuhe geputzt!“ „Fingernägel sauber!“ „Was ist denn das? Weg, marsch marsch! Her, marsch marsch!“ Da kam auch schon der Stubendienst mit Besen, Eimern und Aufnehmern; jetzt hieß es aber schnell machen.

Der Appell war beendet. Wir aßen und tranken den Morgenkaffee. Heute morgen war keiner mehr da, der gedankenlos in sein Brot biß und von der ersten Tasse trank, die herumgereicht ward: „Weitergeben! Weitergeben!“ Die Abfahrt stand bevor. Was gab es noch alles von gestern zu erzählen; was würden wir heute noch erleben? An Zuhause dachte keiner. „Alles startbereit?“ „Jawohl, Fähnleinführer!“ „Aufsitzen!“

Mit offenen Sinnen fuhren wir durch märkisches Land. In den morgenfrischen Wald hinein summten wir das Lied „Märkische Heide!“ Wir standen vor großen Felsblöcken. „Ist das eins der Hünengräber?“ „Welches stolze Bauerngeschlecht mag sich dieses gewaltige Grab einstmals geschaffen haben?“ „Welcher Held mag da drinnen ausruhen von hartem Streit und Kampf?“

Eine wilde und heiße Geländefahrt begann jetzt. Einen Steilhang hinunter! Im Hohlweg zwischen Felsblöcken hindurchgesteuert. Schwer mußten wir in der tiefen Wiese treten; in den Sandwegen durften wir sogar schieben. Und dazu schien die Mittagssonne! Aber die Haut hielt, die Schlange riß nicht auseinander, trotzdem Boos dem Fähnleinführer selber seine Flügelschrauben in das Hinterrad jagte. Aus zwei Wunden wehte der Führerschlauch seinen Geist aus, aber wir hauchten ihm erneut Lebensatem ein.

„Wasser! Wasser!“ „Ein richtiger See!“ Auch einen See erblickte ich damals zum erstenmal!!! Ein breites, langes Wasser mit einem herrlichen Badestrand. Die Anstrengungen waren vergessen, der Schweiß ward im frischen Wasser abgespült; wir tobten und spritzten, daß die Sommerfrischler erstaunt aufblickten: „Unverwüstlich, diese Jungs!“

Ich will die Wahrheit sagen: Zwei meiner Kameraden hatten Angst, den Reiterkampf im Wasser mitzumachen, nachdem sie das erste Mal von ihren Pferden heruntergeplumpst und ordentlich Wasser geschluckt hatten. Wir waren wütend über diese beiden, haben sie uns hergekriegt und tüchtig getaucht. Unser Fähnleinführer guckte sich das an und lachte: „So ist's recht. Zeigt mir, daß ihr euch in unserer Gemeinschaft keine Angsthasen oder ichsüchtige Burschen gefallen laßt!“ Ja, ich schäme mich ordentlich, dies schreiben zu müssen; aber auch nachher beim Spielen in der Wiese haben wir die beiden noch heftig gezwackt, so daß ich fest glaube, sie sind kuriert!

Solch ein See ist etwas Herrliches! Schade, daß wir nicht schwimmen konnten, wir können's ja zuhaus nicht lernen, weil's bei uns nur einen Bach zum Plätschern gibt. Aber auch daraus läßt sich eine richtige Schwimmanstalt zurechtbauen, dazu sind alle Dorfgemeinden aufgerufen worden. Ob unsere Eltern und unser Bürgermeister daran gehen werden? Ich möchte das Schwimmen lernen, wir alle wollen es lernen! Dann dürfen wir auch auf den See hinausrudern, hat der Fähnleinführer gesagt. Und noch mehr hat er uns versprochen: In den nächsten Pfingstferien machen wir eine Fahrt an die Ostsee! Ob das Meer tatsächlich so groß ist und richtig salzig, daß man das Wasser wieder ausspuckt? Jede Nacht werden wir in einer anderen Jugendherberge schlafen. Auf jeden Fall, ich gehe mit!

Wir standen unter riesigen schattigen Bäumen; dort hinten guckte ein Schloß durch die Blätter, ein Raubritterschloß. Wir stiegen eine ganz enge Treppe hinauf, gingen gebückt durch eine kleine Tür. Unser Fähnleinführer erzählte uns: wir ständen jetzt in einer Gefängniszelle, in einem Verließ, und dort an den Eisenspangen hatte der Raubritter seinen eigenen Bruder an die Wand geschlossen. Stundenlang, tagelang, jahrelang weder Kopf noch Arm noch Bein bewegen, mit keinem Menschen sprechen können; oh, uns schauderte, wir liefen schnell hinaus an die Sonne, in den hellen Tag! Noch lange sahen wir den hohen Wartturm der Quitzows von Eldenburg.

In einem Rutsch ging es jetzt nach Haus. Unser Fähnleinführer hatte noch einiges zu sagen: „Die erste Fahrt für euch Zehnjährige ist zu Ende. Ihr habt euch vorher allerlei gedacht, wie's wohl werden wird. Ich seh's an euren Augen, ihr werdet viel zuhaus berichten und um eins bitten: Liebe Eltern, laßt mich das nächste Mal wieder mit!

Eine Fahrt ist nicht nur eine Fahrt; sie ist ein Erlebnis der Landschaft, ein Erlebnis der Kameradschaft und ein Erlebnis der Gefolgschaft!

Kameraden! Junge Soldaten! Stillgestanden! Heil Hitler! Weggetreten!“

Ich denke noch oft an diese meine erste Fahrt. Beim nächsten Mal will ich nämlich

Kurzweil am Feierabend

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — ab — alt — art — be — bend — ber — berg — brot — bru — chy — dak — der — dung — e — ein — el — er — fecht — gu — gung — in — kel — land — leip — ma — mä — mands — mer — nat — ner — nie — nu — rau — rei — rie — ror — rü — schach — schaft — scher — schlitt — se — som — ßi — stung — ten — ter — un — un — vi — we — wei — wen — woh — zig — zu

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Zeilen aus einem Gedicht von Wilhelm Busch nennen. (ch und ck = je ein Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter: 1. Gewerbebetrieb, 2. männlicher Vorname, 3. schäumender Most, 4. deutscher Erfinder, 5. Mahlzeit, 6. Badeort am Bodensee, 7. Gewährung, Zuteilung, 8. schlechte Angewohnheit, 9. französischer Badeort, 10. Erziehungsheim, 11. Preisnachlaß, 12. Stadt in Sachsen, 13. warme Spätherbsttage, 14. Talg, 15. Bettler, 16. Verminderung der Waffen, 17. Kampfgebiet zwischen den feindlichen Linien, 18. Hund, 19. Sagengestalt, 20. Dorfinsassen.

Entzifferungs-Rätsel

1 2 3 1 4 5 1 6 6 1 7 8 9 8 3 10 1 8 9 11 6 12 1 13 1 7 5 2 3 13

Schlüsselwörter:

5 1 2 8 1 7 = flacher See
4 9 3 1 11 1 = Reitbahn im Zirkus
12 9 13 1 = Fluß in Oldenburg
10 9 7 1 6 6 = schirmlose Mütze

Rätsel-Auflösungen aus Heft 24

Geographisches Zahlenrätsel. 1. Neuwied, 2. Weinsberg, 3. Nordhausen, 4. Schneekoppe, 5. Wutach, 6. Lippe, 7. Lindau, 8. Torgau, 9. Brocken. — Neues wird nur aus Sehnsucht, Wille und Tat geboren. (Nietzsche.)

Entzifferungsrätsel. Hofgeismar, Staffel, Kundin, Weide. — Hoffnung ist ein starker Mut und neuer Wille. (Martin Luther.)

Silbenrätsel. 1. Adonis, 2. Leutnant, 3. Lüderitz, 4. Efeu, 5. Rentenmark, 6. Emu, 7. Chitin, 8. Totenkopf, 9. Elefant, 10. Rubens, 11. Koller, 12. Askari, 13. Mommsen, 14. Prolog, 15. Felge, 16. Insulin. Aller echter Kampf ist Zukunftsringen.

Geographisches Telegrammrätsel. Neuburg, Bingen, Mainz, Bernau, Kolberg, Alfeld, Tilsit, Wolgast, Bregenz, Elbing, Einbeck. — Nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe.

Silbenrätsel. 1. Sonnenblume, 2. Oberon, 3. Bubenstreich, 4. Abendessen, 5. Lille, 6. Daumenschraube, 7. Dezember, 8. Uhu, 9. Dudelsack, 10. Interlaken, 11. Roßtrappe, 12. Veitslanz, 13. Edelweiß, 14. Ruwer, 15. Todesstrafe, 16. Relief, 17. Amarelle, 18. Unbehagen, 19. Stoßdegen, 20. Toskana. — Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.

Silbenrätsel. 1. Zechpreller, 2. Uniform, 3. Steinmetz, 4. Allmende, 5. Magenbitter, 6. Modena, 7. Eindruck, 8. Neapel, 9. Hamster, 10. Alemannen, 11. Leibspeise, 12. Tannenberg, 13. Ente, 14. Taschentuch, 15. Epikur, 16. Urchristentum, 17. Etui, 18. Riese, 19. Rudel, 20. Winterhilfe, 21. Eduard, 22. Rätikon. Zusammen haltet euern Wert, und euch ist niemand gleich. (Goethe.)

Silbenrätsel. 1. Attrappe, 2. Umlauf, 3. Finanzen, 4. Dentist, 5. Indochina, 6. Chorhemd, 7. Habitus, 8. Sacharin, 9. Erdflöhe, 10. Linoleum, 11. Brikett, 12. Solingen, 13. Tapete, 14. Sahara, 15. Charakter, 16. Hornung. — Auf dich selbst schau'; nicht allen trau'!

Dein Sohn

Der kleine Hans kommt sehr bedrückt aus der Schule und will am Großvater vorüberschleichen. — „Nanu, was ist denn mit dir los? Du bist ja so betrübt?" — „Ja, ich glaube, dein Sohn wird mir heute noch Kummer bereiten."

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.



Aufnahme: Brüder Wagner